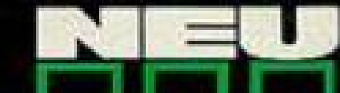
1,80 DM / Band 590
Schweiz: Fr 1,80 / Österr. S 14,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Ritter Tod

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Ritter Tod

John Sinclair Nr. 590

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 24.10.1989

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Ritter Tod

Die Schwester war so steril wie die gesamte Klinik. Sie lächelte künstlich, als sie vor dem Patienten stehen blieb. »Nun, wie fühlen Sie sich, Sir?«

»Prima, Kitty.«

Sie strahlte noch mehr. »Tatsächlich, Sir?«

»Wenn ich es Ihnen doch sage.«

Kitty verdrehte die Augen. »Das ist ja super, wunderbar, einfach grandios. Das muss ich berichten. Ich komme später wieder.« Sie schwenkte herum und schwebte davon.

Der Patient grinste. Dann griff er unter die Jacke und holte einen Revolver hervor. Die Mündung richtete er auf die Tür…

»Wie ist es, Kitty?«

Die Schwester schaute erst ihren Chef an, danach an seiner Schulter vorbei in den gepflegten Park, der die Klinik wie ein grünes Meer umgab. »Gut.«

»Mehr nicht?« Der Frager, Dr. Franklin, beugte sich vor. Er war ein Mann mit sonnenbrauner Haut, traurigen braunen Augen und einem Bart, der wie dunkler Schaum sein ganzes Gesicht umwucherte. Er trug seinen blütenweißen Kittel mit der gleichen Grandezza wie andere ihren Tennisdress. Er war Neurologe und leitete eine große Klinik, in der sich Reiche kurieren ließen. Sein ganzes Geld steckte er in die Gehirnforschung. Die Ergebnisse wollte er vermarkten, zu Geld machen, und dazu brauchte er die Industrie. Bei der Gehirnforschung verfolgte er zunächst nur positive Ziele.

»Es geht diesem Patienten also gut?« erkundigte sich Dr. Franklin noch einmal.

»Ja, Sir, wunderbar. Er bestätigte es.«

Franklin verzog die Lippen. »Kann er Sie vielleicht belogen haben, Kitty?«

»Geht das überhaupt?«

»Sicher.«

»Aber die – die Mind-Maschine, Sir…«

»Was ist damit?«

»Sie – sie muss positiv sein. Wir leben in einer positiven Welt, das haben Sie jedenfalls immer erklärt«, sagte Kitty fast trotzig.

Dr. Franklin lächelte. »Habe ich das?«

»Aber natürlich. Unsere gesamte Werbung ist so konzipiert worden. Das war ein fast irrer Plan. Ihnen ist etwas gelungen, das Amerika ganz nach oben an die Spitze bringt. Es setzt völlig neue Akzente. Unsere Klinik hier wird weltberühmt werden. Von hier werden die Impulse zu neuen Innovationen ausgehen. Das positive Denken kommt! Wer die Mind-Maschine benutzt, wird keine Kriege mehr kennen, denn bei ihm wird sich das Glück als Dauergast einstellen.«

Dr. Franklin klatschte in die Hände. »Gut gebrüllt, Löwe, sehr gut. Ich überlege, ob ich Sie nicht zu meiner PR-Agentin machen soll.«

»Nein, Sir, das ist…« Kitty wurde etwas verlegen. »Ich bin eben von der Mind-Maschine begeistert.«

Der Arzt nickte. »Sie ist wirklich gut.« Er drehte sich um, und der Lederstuhl schwang mit. Mit einer weit ausholenden Handbewegung deutete er durch die große Scheibe nach draußen. »Ja, sie passt in diese Gegend, die einen dermaßen positiven Charakter hat. Sie ist irgendwie einmalig. Der Park, die Atmosphäre hier, die Sonne, die gesunden Bäume, da kann nichts schief gehen.«

»Davon bin ich überzeugt, Doktor.«

Der Mann runzelte die Stirn. Er hüstelte leicht. »Und doch habe ich

Einwände.«
»Welcher Art?«
Dr. Franklin legte die Arme auf den Schreibtisch. Er schaute Kitty derart lange an, als wollte er sich in das glatte, faltenlose Puppengesicht verlieben. »Die Mind-Maschine ist noch nicht völlig ausgereift, finde ich. Es ist ein Gefühl, das mich unsicher werden lässt. Ich spüre es tief in meinem Innern.«
»Steigt es hoch?«
»So direkt will ich das nicht sagen, Kitty…«
»Was lässt Sie zweifeln?«
»Sie haben sich unseren Patienten genau angeschaut bei Ihrem letzten Besuch?«
»Sehr genau sogar.«
»Lächelte er?«
»Er lächelte und gab mir zu verstehen, dass er sich wunderbar fühle. Mehr können wir nicht verlangen.«
»Da haben Sie recht.« Dr. Franklin hob die Schultern. »Vielleicht habe ich mich auch getäuscht. Wissen Sie, ich habe auch als Neurologe manchmal Ahnungen, die ich nicht so einfach abschütteln kann. Aber darüber wollen wir jetzt nicht reden. Wie sollen wir fortfahren? Haben Sie eine Idee?«
»Die Mind-Maschine muss gebaut werden, am besten in Serie. Das positive Gedankengut darf nicht nur auf dieses Gebiet beschränkt bleiben. Wenn ich Sie wäre, würde ich es hinaus in die Welt tragen. Sie haben viele Versuche unternommen. Sie haben uns alle hier überzeugt. Diese Mind-Maschine ist doch die ›gute Laune zum Aufsetzen‹. Es gibt keine grauen Tage mehr, nur noch Sonnenlicht und damit Freude.«
»Sehr schön gesprochen, Kitty.«
»Natürlich, ich…«
»Wissen Sie, Kitty, ich an Ihrer Stelle würde noch einmal zu unserem Patienten gehen und mit ihm reden.«
»Ja, gern.« Kitty legte ihre hübsche Stirn in Falten, weil sie nicht wusste, wie sie den Auftrag einordnen sollte, ob er ernst gemeint war oder nicht. »Soll ich sofort zu ihm gehen?«
»Ich bitte darum.«
»Dann kehre ich anschließend zu Ihnen zurück und erstatte Bericht?«
»So hätte ich es gern.«
»Kein Problem, Dr. Franklin. Wenn es Sie überzeugt und Sie dermaßen viel von meiner Meinung halten.«
Der Neurologe nickte. »Doch – ja, mich interessiert es schon, Kitty. Ich setze Vertrauen in Sie.« Seine Art, mit Mitarbeitern umzugehen, kam an. Kitty fühlte sich geschmeichelt, dass Dr. Franklin ausgerechnet sie, die Schwester, derart tief in seine Pläne eingeweiht

hatte. Das war schon super.

Kitty fühlte sich wie neugeboren, als sie in Richtung Tür schwebte. Auf dem hellen Teppich waren ihre Schritte kaum zu hören. Die Eichentür ließ sich lautlos öffnen und fiel ebenso leise wieder hinter ihr zu. Der Blick des Arztes traf nicht mehr Kittys Rücken, er hatte sich zudem verdüstert und zeigte einen lauernden Ausdruck.

***

Der Patient befand sich in einem anderen Trakt, den Kitty durch einen direkten unterirdischen Zugang erreichte. Mit dem Lift fuhr sie hoch in das Sonnenhaus, so wurde das Gebäude genannt, in dem sich die Patienten aufhielten.

Den Weg kannte sie im Schlaf. Leichtfüßig lief sie durch die Gänge und sah keinen Menschen. Die Klinik kam ihr auf einmal leer und verlassen vor, was sich auf die hier herrschende Stimmung niederschlug. Sie hatte nichts Positives mehr an sich.

Kitty spürte im Hals einen Kloß. Er hing dort wie eine übergroße Traube. Nicht, dass sie die Worte des Arztes beunruhigt hätten, nur ihre Stimmung war eine andere geworden. Dr. Franklin hatte gesprochen wie jemand, dessen Erfindung noch nicht ganz ausgereift war und der noch weitere Versuche abwarten wollte. Nach Kittys Ansicht war dies nicht notwendig, aber er war der Chef, nicht sie.

Die helle Tracht der Schwester stand ihr gut. Die Kleidung war modern, mini der Rock, so dass ihre hübschen Beine zur Geltung kamen. Darauf legte Dr. Franklin großen Wert. Sein Personal musste Optimismus ausstrahlen, positiv wirken, damit dieses Flair auch überkam und die Patienten motivierte.

Vor der Tür blieb sie stehen. Beinahe hätte sie noch geklopft. Ihr fiel ein, dass der Patient sie nicht hören konnte, weil die Mind-Maschine ihn von den Geräuschen der Außenwelt abschirmte. So legte sie ihre Hand auf die Holzklinke und öffnete die Tür, indem sie ihr einen leichten Druck gab.

Kitty betrat den Raum, wo das sanfte Grün der Wände und an der Decke die gelbe, aufgemalte Sonne Freude verströmen sollten.

Der Patient saß noch immer. Der bequeme Ledersessel war nach hinten gekippt. Der Helm saß auf seinem Kopf und zeigte ebenfalls einen goldenen Schimmer. Das Gesicht war hinter der Scheibe nur zu ahnen. Wer die Mind-Maschine trug, musste das Visier nach unten klappen, sonst erzielte er keinen dieser überragenden Erfolge.

Sie schloss die Tür hinter sich und ging auf den Patienten zu, dessen Hände auf den Oberschenkeln lagen, wobei die rechte ein wenig zur Seite gedreht war.

»Hallo«, sagte Kitty, beugte sich vor und lächelte das Sichtvisier des Helms an.

Der Mann ließ sich Zeit. Nur langsam oder widerwillig hob er den linken Arm und schob das Sichtvisier in die Höhe.

Die beiden schauten sich an. Kitty strahlte, doch Sekunden später zerbrach dieser Ausdruck wie altes Glas.

Da hatte der Patient schon den rechten Arm gehoben, und Kitty blickte auf dessen Hand, die so unförmig durch den klobigen Revolver zwischen den Fingern wirkte.

Sie richtete sich auf, stand steif vor dem Mann und konnte die Szene nicht fassen. Die Mündung glotzte sie an wie eine leere Augenhöhle, die noch um eine Winzigkeit angehoben wurde, bis sie direkt auf ihre Brust zeigte.

»Was soll das, Sir? Ich…«

»Sterben, Süße!«

Da schoss er. Zweimal peitschte ein Schuss auf. Kitty hatte keine Chance, den Kugeln zu entgehen. Sie schlugen in ihren Oberkörper, und auf der weißen Kleidung breiteten sich die roten Flecken aus wie blutende Augen.

Kitty fiel zu Boden. Den harten Aufschlag spürte sie nicht mehr, denn sie war längst tot.

Ihr Mörder aber lächelte. Er rieb mit seiner linken Handfläche über das Hosenbein, als wollte er sie von irgendwelchem Schmutz befreien…

***

Dr. Franklin schaute öfter als gewöhnlich auf die Uhr. Dass er nervös war, konnte er nicht verbergen. In Gedanken verfolgte er den Weg seiner Krankenschwester. Kitty kannte er gut, er hatte sie lange genug beobachtet. Er wusste, wie lange sie benötigen würde, um das Zimmer des Patienten zu erreichen.

Ein schlechtes Gewissen verspürte er nicht. Manchmal verlangte die Wissenschaft eben Opfer. Dass ausgerechnet Kitty dazu werden sollte, war ihr Pech.

Ob die Mind-Maschine allerdings genauso gewirkt hatte, wie es geplant war, stand noch auf der Kippe.

Nach einer Weile erhob er sich aus seinem Sessel und streckte die Arme aus. Das lange Sitzen hatte ihn müde werden lassen. Für die anderen Mitarbeiter war er an diesem Sonntag nicht zu sprechen.

Zudem hatten die meisten die Klinik über das Wochenende verlassen. Sie würden erst am übernächsten Tag zurückkehren. Nur eine Notbesatzung hielt sich in der Klinik auf, Er schloss den Kittel nicht, als er den Raum verließ. Gemächlich schlenderte er durch die Gänge, die Hände in den Taschen des Kittels vergraben. Auf seinem Gesicht lag ein leichtes Lächeln, was eigentlich immer vorhanden war. Es sollte die Freude und den Optimismus widerspiegeln, der in der Klinik

herrschte.

Wo Licht ist, gibt es auch Schatten. Dr. Franklin wusste das, und er rechnete damit, nun in die Welt des Schattens zu treten.

Vor der bewussten Zimmertür stoppte er seine Schritte. Die Blicke ließ er rechts und links durch den Gang gleiten. Die Leere gefiel ihm, so gab es keine Zeugen.

Dass die Tür nicht verschlossen war, wusste er genau. Lautlos schwang sie nach innen. Auf halbem Weg wurde sie von einem Hindernis gestoppt. Dr. Franklin lächelte. Er konnte sich denken, um welches Hindernis es sich dabei handelte.

Kitty, die Schwester…

Der Arzt drückte sich durch den Spalt und warf der Gestalt auf dem Stuhl einen Blick zu. Der Mann saß da und rührte sich nicht.

Auf seinen Lippen lag ein eingefrorenes Lächeln.

Kitty lag auf dem Boden. Sie war wie ein Brett gefallen und lag auf dem Rücken. Zwei rote Flecken auf ihrer Brust zeigten an, wo sie die Kugeln erwischt hatten.

Der Arzt wollte ganz sichergehen, bückte sich und untersuchte die Frau kurz. Ja, sie war tot. Der Patient hatte so reagiert, wie er es sich gedacht hatte.

Er drückte seinen Oberkörper wieder in die Höhe und schritt auf den Mann zu.

Der rührte sich nicht. Er hockte auf seinem Stuhl, den Helm auf dem Kopf, die Hände auf die Oberschenkel gelegt, ein glückliches Lächeln im Gesicht, denn die Mind-Maschine sorgte dank ihrer Funktion dafür, dass er sich wohl fühlen konnte.

Dr. Franklin freute sich darüber, dass sein Patient es geschafft hatte, die Maschine umzustellen. Er hatte die Wirkung praktisch ins Gegenteil gekehrt.

»Nun, Mr. Lambert, haben Sie alles hinter sich?«

»Ja, Doktor.«

»Darf ich fragen, wie Sie sich fühlen?«

»Eigentlich gut, jetzt sogar besser. Die Sonne, sie hat es geschafft, die trüben Gedanken zu vertreiben. Alles ist so wunderbar, wenn Sie verstehen, Doktor.«

»Alles klar.« Dr. Franklin lächelte. »Wenn ich Sie so ansehe, möchten Sie den Helm sicherlich noch für eine Weile auf dem Kopf behalten?«

»Gern, sehr gern…«

»Das geht leider nicht. Eine halbe Stunde reicht. Wir haben das Limit damit bereits um zehn Minuten überschritten.«

»Wie Sie meinen, Doktor.«

Franklin löste mit geschickten Fingern die Schlaufe, die um das Kinn herumführte. Er legte seine Handfläche auf die beiden Seiten des Helms und zog ihn vorsichtig vom Kopf des Mannes.

Lambert atmete tief durch. Das dünne, blonde Haar zeigte durch den Schweißfilm einen dunklen Schimmer. Lambert war ein Mensch mit heller Haut, die in der kalifornischen Sonne nie braun, sondern nur rot wurde.

Er bewegte seine Schultern wie ein Ringer, der sich auf den Kampf vorbereitete. Dann stand er auf.

Noch versperrte Franklin ihm den Blick auf die Tote. Lambert hatte sich auch zuvor nicht um Kitty gekümmert. Erst als Franklin einen Schritt zur Seite ging, wurde sein Blickfeld frei. Er sah sie, schaute einmal hin, dann ein zweites Mal und legte die Stirn in Falten.

»Sie ist tot«, erklärte Franklin.

»Ja, ja, das sehe ich.«

»Sie haben Kitty erschossen.«

Lambert beugte sich vor, als hätte er einen Schlag ins Genick erhalten. »Was habe ich?«

Franklin wand ihm den Revolver aus der Hand und hielt ihm den Lauf unter die Nase. »Sie haben Kitty erschossen, Lambert, als Sie die Maschine umschalteten.«

»Nein, das ist…«

»Eine Tatsache, Lambert. Erinnern Sie sich nicht daran? Anders gefragt, an was erinnern Sie sich?«

»An nicht viel, ehrlich gesagt.«

»Bitte, versuchen Sie es. Es muss da etwas in Ihnen vorgegangen sein, als sie umschalteten.«

»Ich – ich kann mich an nichts erinnern, wirklich nicht.« Er lachte unmotiviert. »Jedenfalls tat ich das, was Sie mir aufgetragen haben, Doktor. Ich schaltete um.«

»Gut, dass wir soweit sind. Was passierte genau?« Dr. Franklin konnte seine Nervosität kaum mehr unter Kontrolle halten. Er beugte sich vor und hielt die Augen weit geöffnet, so dass sie auf Lambert wie große, kalte, allerdings auch dunkle Monde wirkten, in denen sich eine geheimnisvolle Welt jenseits der Sterne widerspiegelte.

»Die Sonne verschwand.«

»Ach – tatsächlich?«

»Ja, auf einmal war sie weg.« Lambert zwinkerte mit den Augen.

Es war nicht zu erkennen, weshalb er es tat. Vielleicht war ihm Schweiß hineingelaufen, möglicherweise lag es auch an seiner Nervosität. Er fuhr mit leiser, brüchig klingender Stimme fort: »Die Sonne verschwand, die Schatten kamen. Sie überdeckten alles. Sie waren wie Tücher, sie wehten auf mich zu, und sie brachten das Fremde mit. Es war eine andere Welt. Ich kannte sie nicht…«

»Haben Sie sich unwohl gefühlt?«

»Nein, ich wurde nur gelenkt. Ich wusste, dass ich etwas tun würde, was ich nie zuvor getan habe oder je getan hätte.«

»Mord?« hauchte Franklin.

Lambert nickte. Gleichzeitig wischte er die hellen Tropfen von seiner Stirn. »Ja, ich dachte an Mord. Ich dachte nicht nur daran, ich tat es auch.«

»Weil sie den Revolver von mir erhielten.«

»So ist es.«

»Weiter, weiter!« flüsterte der Arzt, als er merkte, dass Lambert stockte. »Sie schossen. Haben Sie danach etwas gefühlt? Ein Gewissen oder etwas Ähnliches?«

Lamberts Augen nahmen einen erstaunten Ausdruck an. »Nein, wie sollte ich es gespürt haben? Was ist das, ein Gewissen?«

Dr. Franklin lachte und schlug ihm auf die Schulter. »Ja, das ist schon gut, wie Sie das gesagt haben. Es sollte kein Gewissen geben, es wird auch für Sie kein Gewissen mehr geben, denn das Böse ist allmächtig.«

»Das Böse?« Lambert schüttelte den Kopf. Er wollte aufstehen, doch die Hand des Arztes drückte ihn wieder zurück. »Was ist das Böse denn? Können Sie mir das sagen?«

»Nein, bestimmt nicht. Das Böse ist allumfassend. Es ist da, man kann es mit einem Kreis oder einem rotierenden Gebilde vergleichen, das ständig variiert. Es ist ein Krake, der ständig neue Tentakel bildet, und einer dieser Tentakel hat Sie berührt, Mr. Lambert. Sie waren einen Versuch wert. Ich habe es geschafft, stellen Sie sich das vor. Sie sind der Beginn.«

»Wobei?«

Dr. Franklin trat einen Schritt zurück, denn er wollte seine Worte sehr genau wählen. »Es ist der Einstieg in das Unfassbare. Wir werden, nein, ich werde, wenn alles ausgereift ist, die Welt verändern können. Die Mind-Maschine macht vieles möglich. Im Augenblick sind ihre Kräfte noch beschränkt, doch ich werde daran basteln, dass sie sich ausweiten können.«

»Wie denn?«

Der Arzt hob die Schultern. »Es tut mir leid, dass ich über die zahlreichen Möglichkeiten nicht sprechen kann und auch nicht will. Aber seien Sie versichert, es gibt Situationen, wo man so denken muss. Man muss seine Gedanken und Ideen nach vorn entwickeln, man kann nicht stehen bleiben…«

»Soll ich Ihnen dabei helfen, Dr. Franklin?«

Der Arzt ging noch weiter zurück. Fast hätte er die tote Kitty berührt. »Mir helfen? Sie haben mir bereits geholfen. Sie haben mir sogar sehr viel geholfen. Ich habe die Mind-Maschine an Ihnen getestet. Sie wird weiterentwickelt werden, ich bin begeistert.«

»Mit oder ohne mich?«

»Sie haben Ihre Pflicht getan, Lambert. Als Lebender werden Sie die

Fortsetzung nicht mehr erleben…«

Lambert verstand nicht sofort. Erst als er in die Mündung sah, wusste er Bescheid. »Soll es heißen, dass ich als…«

»Genau das!« erklärte der Arzt mit kalter Stimme und schoss…

***

Die beiden Morde geschahen vor gut zwanzig Jahren, und der Täter, Dr. Franklin, wurde nie gefasst. Nicht einmal verdächtigt war er worden. Später fand man die verwesten Toten in einer Mulde an der Grenze zu Mexiko.

Irgendwann wurden sie identifiziert. Zwei G-Men besuchten auch die Klinik von Dr. Franklin, der ihnen nichts sagen konnte, so sehr es ihm auch leid tat, wie er hoch und heilig versicherte. Er konnte ihnen nur die Papiere zeigen, die auf Burt Lamberts Namen ausgestellt worden waren. Er war offiziell als geheilt entlassen worden.

Und Kitty Benson, die Krankenschwester, hatte gekündigt.

Für die G-Men war der Fall damit erledigt. Sie gingen davon aus, dass sich ein Patient in eine Krankenschwester verliebt hatte und mit ihr losgezogen war.

Dr. Franklin wurde nicht mehr belästigt. Er, der damals erst zweiunddreißig Jahre alt war, hatte noch genügend Zeit, um seine Forschungen an der Mind-Maschine zu intensivieren.

Und wie er das tat. Die Welt sollte von ihm und der Maschine noch hören. Auch wenn dies erst in zwanzig Jahren geschah…

***

Für Horror-Fans aus aller Welt ist 28/34 Tooley Street an der London Bridge eine Adresse, der man einfach einen Besuch abgestattet haben muss.

The London Dungeon!

Diese Räume beinhalten einen Querschnitt der englischen Geschichte, wobei man nur auf die blutigen Abschnitte setzte und vor allen Dingen die Folter- und Mordszenen nachgestellt hatte, die besonders schlimm gewesen waren. Es ist eine reine Ausstellung über die Schrecken des Mittelalters. Hexenprozesse, Folterungen, Mord, Pest, mit Licht- und Geräuscheffekten arrangiert – nichts für schwache Nerven, kleine Kinder und zartbesaitete Erwachsene.

Natürlich kannten auch wir diese Gruselkammer Nr. 1 im Eastend. Wir hatten dort vor einigen Jahren einen schrecklichen Fall lösen müssen. Seit dieser Zeit hatten weder Suko noch ich erneut einen Fuß in den Keller gesetzt, außerdem hatten wir genug Horror, Grauen und Schrecken am Hals.

Diesmal mussten wir hin.

Wir wussten nur, dass es eine Panik unter den Besuchern gegeben hatte, weil in der Folterkammer irgend etwas passiert war. Da war

plötzlich jemand aufgetaucht, der wie ein mittelalterlicher Henker aussah und demjenigen bis aufs Haar glich, der in einem Raum als Wachsfigur ausgestellt war, um Anne Boleyn, die zweite Frau Heinrich des VIII., zu köpfen. Ihr Gatte hatte dies beschlossen, weil er sich eine neue Frau nehmen wollte.

Er hatte ihr allerdings noch einen letzten Wunsch erfüllt und den Henker aus Frankreich kommen lassen. Die Szene, wo der Henker Anne Boleyn köpfte, war im London Dungeon ausgestellt.

Wie wir den ersten Meldungen hatten entnehmen können, war der Henker erwacht und rannte Amok. Er hatte sich sein Schwert gepackt und war vollends durchgedreht.

Dass Suko und ich gerufen wurden, konnte man nicht als Zufall bezeichnen, wir befanden uns zwar in der Nähe, doch alles, was mit Grusel, Grauen und so weiter zusammenhing, gaben die Kollegen gern ab und hängten es uns an.

Also mussten wir hin.

Vor dem Bau herrschte ein großes Gedränge. Suko hockte am Steuer seines BMW und zog ein finsteres Gesicht. Er hatte mal wieder Angst, dass ihm jemand den Wagen zerkratzte.

Wir wurden von der Traube eingekeilt. Unter den Menschen entdeckte ich glücklicherweise auch einige Uniformierte. Die beiden Krankenwagen, die in der Nähe standen, gefielen mir überhaupt nicht. Es schien Verletzte gegeben zu haben, hoffentlich keine Toten.

Als wir ausstiegen, bahnte sich ein Sergeant der Metropolitan Police einen Weg durch die Menge. Er hatte uns erkannt. Sein Gesicht zeigte eine rote Farbe.

»Es ist gut, dass Sie hier sind.«

»Was ist genau geschehen, Sergeant?«

Er fuhr sich durchs Haar, nickte und forderte uns auf, mit ihm zu kommen.

Im Vorraum drängten sich nicht so viele Gaffer. Dafür sah ich mehrere Weißkittel, die neben den Verletzten am Boden hockten und sie versorgten. »Hat es Tote gegeben?« wollte Suko wissen.

»Nein, nicht. Oder ich glaube es nicht.«

»Verdammt, Inspektor, es sind noch welche unten!«

»Auch das noch.«

Neben der Kasse stand die Kassiererin, eine ältere Frau, die mit ihrem bleichen Gesicht selbst in das Kabinett gepasst hätte. Sie hielt die Augen weit offen. Ihre Lippen waren blass und kaum zu sehen.

Ich warf einen Blick auf die Verletzten. Fünf insgesamt zählte ich.

Blut verteilte sich auf dem Boden. Die Menschen – Männer und Frauen – hatten Stichwunden, um die sich die Ärzte kümmerten.

Einem Mann war der Hals dick verbunden worden.

Neben mir hörte ich das Schnaufen des Sergeants. »Es ist die Hölle

gewesen«, sagte er.
»Warum haben Sie nicht geschossen?«
»Wegen der Menschen.«
»Das verstehe ich. Da haben Sie richtig gehandelt.«
»Ja, Sir, ja. Aber da ist noch etwas. Wir haben das Gefühl, es nicht mit einem Menschen zu tun zu haben. Derjenige, der da unten Amok läuft, sieht eben aus wie der Henker aus Wachs.«
»Da hat sich jemand verkleidet.«
»Nein, das glauben wir alle nicht.«
»Was denn?«
»Da müssen Sie schon ran. Unter Umständen haben wir es mit einem übersinnlichen Vorgang zu tun.«
»Mal sehen. Wie viele Personen sich noch unten aufhalten, ist Ihnen nicht bekannt?«
»Nein, nur traut sich keiner, die Treppe hoch zu laufen. Die haben sich versteckt.«
»Nun ja, wir werden sehen.«
»Viel Glück.«
Wir ließen die Waffen stecken, um die Leute nicht zu erschrecken.
Den Weg kannten wir. Damals, als es um die Gruselkammer Nr.
1 ging, hatten wir eine Familie aus den Klauen einer schrecklichen Magie befreit, die sich in den Tiefen der einzelnen Folterräume ausgebreitet und die Menschen in ihren Bann gezogen hatte. Heute sollte ein schwerttragender Amokläufer dort unten sein Unwesen treiben.
Wir vernahmen flüsternde Stimmen, als wir in die geheimnisvolle Dunkelheit tauchten.
Man hatte auf die Geräuscheffekte zum Glück verzichtet. Da war kein Lachen, Schreien oder Stöhnen zu hören. Was an Geräuschen an unsere Ohren drang, stammte nicht aus Lautsprechern.
Wir befanden uns auf der zweituntersten Stufe, als sich zwei Gestalten von links in unser Blickfeld schoben. Zwei junge Mädchen mit angstbleichen Gesichtern, die den zweiten Schreck ihres Lebens bekamen, als sie uns sahen. Gleich würden sie losschreien.
Suko und ich reagierten blitzschnell. Wir drückten die Hände auf ihre Lippen. Die Schreie erstickten bereits im Ansatz, dafür wirkten die Augen übergroß. In ihnen spiegelten sich Angst und Panik.
Es gelang uns, sie zu beruhigen. Als wir sie freiließen, atmeten sie tief durch. Die Rucksäcke trugen sie noch auf ihren Schultern. Das Englisch hatte einen starken französischen Einschlag. Die beiden Touristinnen stammten vom Kontinent.
»Wir sind Polizisten!« wisperte ich. »Bitte keine Angst mehr. Wir möchten nur einige Informationen von Ihnen.«
»Wir haben keine Ahnung.« Die Antwort gab das braunhaarige

Mädchen mit dem langen Zopf an der Seite.

»Wer läuft hier herum?«

»Einer mit einem Schwert.«

»Okay – und wo?«

Jetzt drehte sich die Blonde um. Sie streckte ihren Arm aus und zeigte uns die Richtung an. Der Finger wies in die Tiefe des Folterkellers, wo die einzelnen Schreckensszenen praktisch im Halbdunkel blieben.

»Es ist beim Tod der Anne Boleyn. Kennen Sie das? Sie hat einen Henker aus unserer Heimat kommen lassen, weil sie nur von einem bestimmten Mann geköpft werden wollte.«

»Das ist uns bekannt.«

»Dieser Henker irrt durch die Gänge.«

Ich hatte die Augenbrauen erhoben. »Sie meinen, da hat sich jemand verkleidet?«

»Vielleicht.«

»Nein, bestimmt«, sagte ihre Freundin. »Der will alle töten. Er hat vorhin noch furchtbar gebrüllt. Da – da sind wir einfach gerannt. Jetzt wollen wir nur raus.«

»Das können Sie auch. Gehen Sie bitte. Zuvor noch eines: Wissen Sie, wie viele Menschen sich noch hier unten befinden?«

»Nein, das konnten wir nicht sehen.«

»Schon gut.«

Aufatmend hasteten sie davon. Suko war einige Schritte vorgegangen und stand dort, wo Englands sehr frühe Vergangenheit gezeigt wurde. Die Kelten und Angelsachsen, die geheimnisvollen Zauberer, über deren Gestalten ein grünliches Licht schwebte.

Wir hatten nicht vor, die gesamten Räume hier zu untersuchen, sondern wollten so rasch wie möglich zu dem Platz, wo die Henkersszene nachgebildet worden war. Auf dem Weg dorthin vernahmen wir ab und zu Stimmen. Die Besucher hielten sich irgendwo in Deckung.

Auch wir gaben Acht, dass uns niemand aus der Finsternis hervor anfiel. Die blutüberströmten Gestalten wirkten innerhalb der Düsternis erschreckend lebendig. Wer sich hier genauer umsah, der stellte fest, dass in der Vergangenheit die Menschheit noch schlimmer untereinander gewütet hatte.

Mich berührte es auch seltsam, als wir den Teil passierten, wo die Schrecken der Pest nachgebildet worden waren. In der Mitte des 17.

Jahrhunderts hatte sie fürchterlich gewütet. Sie war von Ratten nach London geschleppt worden.

Auf Beschreibungen möchte ich verzichten und auch auf die Szene des Vlad Dracula.

Was man da ausgestellt hatte, gehörte nicht hierher, denn der

Blutgraf hatte in Rumänien gewütet und nicht in London. Aber man wollte den Leuten eben etwas bieten.

Nur wenige Schritte waren es bis zur berühmten Anne Boleyn. So grausam ihr Tod auch gewesen war, nachgestellt hatte man ihn nicht direkt. Zwei Scheinwerferstrahlen tauchten die beiden Personen in ein bleiches Licht. Ein Lichtkegel konzentrierte sich auf die Frau. Ihr Wachsgesicht war hervorragend modelliert worden. Die bleiche Haut, die tiefliegenden Augen, die angewinkelten Arme mit den zum Gebet zusammengelegten Händen, deren Fingernägel ihr Kinn berührten.

Sie war in ein schlichtes, braunes Kleid mit viereckigem Ausschnitt gekleidet. Auf dem Kopf trug sie eine enge Haube.

Hinter ihr stand der Henker, das Schwert zum Schlag erhoben.

Ein sehr kräftiger Mann, mit einer Halbmaske aus Leder vor dem Gesicht, die nur die untere Hälfte freiließ. Er trug eine enge Hose.

Über seinem nackten Oberkörper hing eine kurze Lederweste, in der Farbe passend zur Maske, in die Sehschlitze geschnitten waren.

Das Bild stellte eine Szene kurz vor der Enthauptung der Frau dar. Eine der wenigen ohne Blut.

Suko war neben dem Henker stehen geblieben. Die Figur überragte ihn um Haupteslänge. Anne schien sich tatsächlich den härtesten und größten Henker ausgesucht zu haben.

»Netter Bursche«, meinte Suko, als er an der Figur hochblickte.

»Gib acht, dass er sein Schwert nicht fallen lässt und dich um einen Kopf kürzer macht.«

»Lieber nicht, den brauche ich noch.«

Während Suko stehen blieb, umkreiste ich die beiden Figuren.

Auf dem Boden fielen mir die dunklen Flecken auf. Ich leuchtete sie an und sah diesmal echtes Blut.

»Hier hat er gewütet«, flüsterte ich, und dabei dachte ich an die Verletzten, die oben lagen.

»Aber wo steckt er?«

»Frag mich was Leichteres.«

Wir sahen ihn nicht, doch wir ließen es uns nicht nehmen, den Henker zu untersuchen.

Nein, der lebte nicht. Das war auch kein Zombie oder irgendeine dämonische Abart, wir hatten es bei diesem Henker mit einer originalen Wachsfigur zu tun.

»Wie können wir ihn finden?« murmelte ich.

»Indem wir Lockvögel spielen.«

Ich nickte. »Eine gute Idee, Suko. Sollen wir ihn herbeipfeifen?«

»Wohl kaum.« Suko bewegte sich auf der Stelle. Im Hintergrund schimmerte es feuerrot. Es waren künstliche Flammen.

Diese Szene zeigte den großen Londoner Brand, der im Jahre 1666 ausgebrochen war. Entflammt war er im Bäckerladen eines gewissen

Thomas Faryner. Man hatte ihn zunächst kaum beachtet.

Tage später jedoch hatte er fast ganz London vernichtet. Es war ein besonders trockener Sommer gewesen, und Stürme hatten für eine rasche Ausweitung des Flammenmeeres gesorgt.

Der Bäckerladen war ebenfalls nachgebaut worden. Er lag in einer schmalen, düsteren Gasse. Hinter dem Sprossenfenster war schummriges rotes Licht zu sehen.

Einige Yards weiter und aufgebaut in einem Halbkreis brannte dann London. Man hatte zahlreiche Häuser so gut nach- und aufgebaut, dass sie aus der Distanz betrachtet echt wirkten. Im Hintergrund explodierten Feuerwände unter einem wahren Funkenregen, der, zusammen mit knallgelben Feuerzungen, in den dunklen Himmel stob.

Normalerweise gab es hier Action. Schauspiele von einer halben Stunde Länge, bei der Gruppen von etwa dreißig Personen in das Chaos des damaligen Stadtuntergangs eingebunden wurden. Ein historisches, fast realistisches Schauspiel, das alle Sinne eines Zuschauers gefangen nahm.

Wir schauten genauer hin. Diese Kulisse bot im Prinzip zahlreiche Möglichkeiten, um sich zu verstecken, auch für einen Amokläufer, der erst einmal genug von seiner Tat hatte.

Ich nickte Suko zu. »Durchsuchen wir das alte London?«

»Das ist besser, als hier herumzustehen.«

»Meine ich auch.«

Wer sich näher mit den Flammenhäusern beschäftigen wollte, musste sehr dicht an sie heran oder sich Lücken suchen, um an die Rückseiten zu gelangen. Wir gingen sehr langsam an der typischen, spätmittelalterlichen Fassade der Holzbauten entlang. Schauten hinein in die Fenster, die von rotem Licht ausgefüllt waren, und schlüpften schließlich durch einen tunnelartigen Torbogen, auf dessen Wänden sich der Widerschein des Feuers spiegelte.

Es war eine Weltuntergangsstimmung, die es damals in London gegeben hatte. Sie bedrückte mich. Es gab jedenfalls Plätze, an denen ich mich wohler fühlte.

Unsere Blicke suchten überall. So ließen wir auch die Decke nicht aus und sahen gegen den rosafarbenen Himmel.

Auf einem Platz blieben wir stehen. Wer sich hier aufhielt, war umgeben von mächtigen Flammensäulen, hinter denen die einstürzenden und brennenden Fassaden verschwanden.

Genau dort bewegte sich etwas.

Zuerst dachte ich an meinen Schatten, nur stand ich still. Ebenso Suko. Ich zischte ihm eine Warnung zu. Mein Freund duckte sich, griff zur Waffe und sah nichts mehr, denn der Schatten war zur Ruhe gekommen. Hatte ich mich getäuscht?

»Was war denn?« fragte Suko leise.

»Wenn ich das genau wüsste. Ich hatte das Gefühl, hinter den Flammen einen sich bewegenden Schatten zu sehen.«

»Und jetzt?«

»Ist er verschwunden.«

Suko verzog die Mundwinkel. »War da nicht der Wunsch der Vater des Gedankens?«

»Das bestimmt nicht.«

Ich hatte sehr ernst gesprochen, auch Suko spottete nicht mehr, sondern suchte mit mir. Es war schwer, in diesem Chaos etwas zu erkennen.

Es passierte dann urplötzlich. Hinter einem der vorstehenden Erkerfenster schraubte sich eine Gestalt in die Höhe, die sich mit einem gewaltigen Sprung auf das Fenster warf.

Es waren keine echten Scheiben, die da zerplatzten, uns wirbelten die Krümel einer durchsichtigen Plastikmasse entgegen, aber die Gestalt des Henkers war nicht künstlich.

Und die blutbefleckte Waffe ebenfalls nicht…

Der Henker drosch sofort zu.

Mein Gott, der war schnell wie ein Blitz. Suko und ich durften nicht langsamer sein. Der Inspektor flog nach rechts zur Seite, ich schnellte nach links.

Beide landeten wir auf den Schultern. Die Klinge traf genau in die Lücke zwischen uns.

Der Henker gab einen wütenden Schrei ab, weil er uns beim erstenmal nicht erwischt hatte. Er fuhr sofort herum, schwang sein Schwert wie eine Sense, so dass wir das Pfeifen hörten, als es durch die Luft und auch über unsere Köpfe hinwegpfiff.

Wir hätten beide schießen können, ließen aber unsere Waffen stecken. Diesen Kerl mussten wir lebend schnappen, denn wir glaubten beide nicht, dass es sich bei ihm um ein dämonisches Wesen handelte. Der Henker sah mir tatsächlich so aus wie jemand, der sich verkleidet hatte.

Er trug die gleiche Kleidung wie die Gestalt aus Wachs. Nur vom Körperbau her unterschied er sich etwas von dem anderen. Dieser hier war schmaler in den Schultern und auch nicht mit den mächtigen Muskelpaketen bepackt. Dennoch ein durchtrainierter Bursche, geschmeidig wie eine Katze, der auch gegen zwei und noch mehr Gegner eine Chance gehabt hätte.

Suko und ich mussten uns vorsehen. Dass dieser Kerl sein Schwert nicht zum Spaß trug, hatte er hinlänglich bewiesen.

»Ich bin Le Grand!« keuchte er. »Ich bin Le Grand, der Henker Seiner Majestät.« Er wuchtete seine Waffe herum und hämmerte sie schräg gegen mich. Mitten in der Bewegung stoppte er. Suko war es leid gewesen. Er wollte keine Verletzungen riskieren, und er rief nur ein

Wort.

»Topar!«

Weder der Henker noch ich konnten uns in den folgenden fünf Sekunden bewegen. Der einzige, der dies locker schaffte, war Suko, der Träger des Stabs. Er hatte Mühe, dem Henker das Schwert aus der Faust zu drehen.

Zwei Herzschläge später bewegten wir uns wieder. Diesmal jedoch raste nicht die Klinge auf mich zu, sondern nur die Faust. Sie wischte vorbei.

Ich konterte augenblicklich und traf den Henker mit einem Fausthieb unter dem Kinn. Er wurde durchgeschüttelt. Sein Blick nahm einen glasigen Ausdruck an. Hätte es tatsächlich gebrannt, wäre er in das Feuer gestürzt, so aber durchbrach er nur die Fensterscheibe und blieb zwischen den künstlichen und gemalten Flammen liegen.

Ausgeknockt hatte ich ihn nicht. Er kam rasch aus eigener Kraft wieder hoch. Da schnappte ihn sich Suko am Kragen, zerrte ihn weiter und legte ihm die Handschellen an. Auf dem Rücken blieb der Knabe liegen. Er sprach nicht, er tat nichts, er starrte uns nur an.

Suko nahm ihm die Maske ab, sie saß eng auf der Haut. Der Kerl protestierte, doch mein Freund kannte kein Pardon. »So, mein Lieber, das hätten wir. Jetzt brauchen Sie uns nur noch zu sagen, wer Sie eigentlich sind. Raus mit der Sprache!«

Er spie aus.

Papiere trug er bestimmt nicht bei sich. Es wäre sinnlos gewesen, ihn zu durchsuchen. Suko wuchtete ihn auf die Beine und stieß ihn vor. »Den Weg, mein Freund, kennen Sie ja.«

Da sich der Inspektor um den Henker kümmerte, nahm ich dessen Schwert an mich. Die Waffe hatte schon ihr Gewicht. Wer damit umging, musste verdammt stark sein.

Wir durchquerten den Folterkeller, gelangten an die Treppe und stiegen sie hoch.

Die noch Zurückgebliebenen verließen ihre Verstecke. Sie hatten gesehen, dass ihnen keine Gefahr mehr drohte. Einige von ihnen klatschten, als wir auf den Ausgang zuschritten, wo uns die uniformierten Kollegen erwarteten.

Auch sie waren froh, dass der Henker gestellt war. Jetzt wurden die Gaffer mutig. Einige Idioten forderten schon den Kopf des Mannes, doch darum kümmerten wir uns nicht.

Der Sergeant blieb an unserer Seite. »Wie soll es denn jetzt weitergehen?« fragte er.

»Sie können ihn in Ihrem Wagen zum Yard fahren.«

»Gut.«

Ich sah mir den Mann noch einmal an. Er war knapp über zwanzig, sein Gesicht zeigte eine sonnenbraune Haut, die Augen waren ziemlich

dunkel. Auf der Unterlippe lagen zwei Tropfen Blut wie hingemalt, das Kinn schimmerte fettig.

»Sagen Sie uns noch immer nicht Ihren Namen?«

Er streckte sich zu seiner vollen Größe. »Ich bin Le Grand, der Henker Seiner Majestät.«

»Ja«, bestätigte ich. »Dann darf ich mich auch vorstellen. Mein Name ist Sherlock Holmes, der Mann mit dem unheimlichen Auge. Und der Herr neben mir ist Jack the Ripper.«

»Seit wann war der Asiate?« erkundigte sich der Henker.

Ich winkte ab und gab dem Sergeant das Zeichen, den Gefangenen in den Wagen zu stecken.

***

Wir hockten zu dritt im Büro, hatten der sommerlich gekleideten Glenda Perkins die Geschichte erzählt und dabei auf ihren Kopf geschaut, den sie schüttelnd bewegte.

»Sagt mal, das kann nicht euer Ernst sein. Ihr wollt euch um diesen Psychopathen kümmern?«

»Ist er das?«

»Natürlich, John.« Glenda schlug die langen Beine übereinander, was bei ihrem kurzen, schneeweißen Rock schon jugendgefährdend war. Jedenfalls rutschte er noch höher. Dazu trug sie einen dünnen, schwarzen Pulli mit bunten Reifen auf der Vorderseite.

»Ich weiß nicht.«

»Wie denkst du denn darüber, Suko?«

Der lächelte Glenda an. »Ich habe nicht das Gefühl, dass es sich um einen Psychopathen handelt.«

»Weshalb nicht?«

»Dann wäre er nicht frei herumgelaufen, sondern hätte sich in einer Anstalt befunden.«

»Da ist was dran«, sagte ich.

»Aber nur etwas«, meinte Glenda. »Es gibt genügend Menschen, die durchdrehen und nicht hinter den Mauern bestimmter Nervenkrankenhäuser verschwunden sind.«

Ich grinste. »Du kennst dich aus.«

»Aus kommt von ausbrechen. Möglicherweise ist er irgendwo ausgebrochen.«

»Das wurde bereits nachgeprüft. Negativ«, erklärte ich.

»Also kein Ausbruch.«

»So ist es.«

»Was dann?«

»Wir kennen nicht einmal seinen Namen«, meinte Suko. »Die Fachleute untersuchen ihn noch. Sie nehmen seine Fingerabdrücke und so weiter. Danach werden wir ihn verhören.«

»Wollt ihr zuvor noch einen Kaffee?«

»Wenn du welchen hast.«

Glenda stand auf, strich ihren Rock glatt und meinte: »Ich werde mal nachschauen.«

Sie verschwand aus dem Büro, um ins Vorzimmer zu gehen. Der weiße Rock spannte sich um ihre Pobacken. Das war schon eine brisante Ladung auf zwei Beinen, die unseren Raum verlassen hatte.

»Frühlingsgedanken?« fragte Suko, der meinen Blick bemerkt hatte.

»Aber immer.«

»Denk lieber an den Henker.«

»Le Grand, der Große«, sinnierte ich, wobei ich mit dem Zeigefinger Kreise auf die Platte malte. »Der hat es jedenfalls geschafft, täuschend echt auszusehen.«

»Sehr echt.«

Ich runzelte die Stirn. »Was willst du damit sagen, Suko?«

»Das ist schwer. Ob wir es bei diesem Mann mit einer gespaltenen Persönlichkeit zu tun haben?« Suko legte beide Hände auf den Schreibtisch. »Vielleicht hat er tatsächlich geglaubt, dieser Henker zu sein. Das ist doch möglich.«

»Dann erkläre es bitte.«

»Man hat es ihm suggeriert.«

»Du denkst dabei an Hypnose«, sagte ich.

»Richtig, Beeinflussung. Jemand hatte über ihn die Kontrolle. Dieser Jemand muss sehr mächtig sein. Möglicherweise hat er sogar satanische Kräfte, zumindest welche, die über das Normalmaß hinausgehen, finde ich.«

Ich hob die Schultern. »Bevor ich nicht mit ihm persönlich gesprochen habe, sage ich dazu gar nichts.«

»Klar, du machst es dir leicht.«

»Immer.« Ich grinste.

Glenda brachte den Kaffee. Für Suko hatte sie Tee, er erhielt sein Getränk zuerst. »So«, sagte sie, »dann möbelt mal eure Geister etwas auf. Vielleicht gebt ihr mir dann recht.«

»Suko denkt anders darüber.«

»Wie anders?«

»Er glaubt an geheimnisvolle Kräfte, an übersinnliche, wenn man es genau nimmt.«

»Das ist euer Bier.«

Zunächst war es mal mein Kaffee, den ich in kleinen Schlucken genoss. Draußen schien die Sonne. Es war nicht mehr so heiß wie an den vorangegangenen Tagen. Außerdem hatte es ziemlich starke Gewitter gegeben, die Luft war wieder klar und sonnig.

Als das Telefon schnarrte, nahm ich ab. Es war der Kollege aus der Vernehmung.

»Was herausgefunden?«

»Sie haben gut reden, Sinclair. Der behauptet nach wie vor, der Henker zu sein.«

»Er muss doch einen Namen haben, zum Teufel!«

»Le Grand. Vielleicht hat der Teufel ihm auch diesen Namen gegeben. Wer weiß das schon.«

Ich wühlte mit den gespreizten Fingern durch mein Haar. »Sollen wir uns dann mit ihm beschäftigen?«

Der Kollege lachte laut. »Das wäre mir sogar sehr lieb, Mr. Sinclair. Sollten Sie tatsächlich Erfolg haben, sagen Sie mir bitte, wie das möglich gewesen ist.«

»Mal sehen.«

Ich leerte meine Tasse und nickte Suko zu. »Tja, dann wollen wir mal los, Alter. Lass dir schon mal ein paar Fragen einfallen. Henker sind oft schweigsam.«

»Immer ich«, beschwerte er sich.

»Wer denn sonst?« gab ich lachend zurück.

***

Auch beim Yard gibt es sogenannte Hochsicherheitstrakte, die leider nötig waren. Dieser Trakt war von den anderen Teilen abgeschirmt und wurde besonders überwacht.

Die Verhörzellen gefielen mir persönlich überhaupt nicht. Ein Viereck aus kahlen Wänden, harte Stühle, ein Tisch, die Verhörlampen, die Kamera an der Decke, die den Raum überwachte und das Bild auf einen Monitor warf, der von einem Beamten kontrolliert wurde. Der Mann saß draußen in der sogenannten Schleuse, wo Suko und ich stehen blieben.

Wir waren angemeldet. Der Kollege führte uns in einen schmalen Gang, die Tür hatte er zuvor aufgeschlossen. »Es sind noch zwei Wächter bei ihm«, wurde uns erklärt.

Ich blickte gegen das kalte Deckenlicht. »Hat er sich bisher ruhig verhalten?«

»Wie man’s nimmt. Es gab Momente, da atmete er plötzlich ein, und es sah aus, als wollte er seine Fesseln sprengen. Wir haben ihm die Handschellen gelassen.«

»Benimmt er sich so gewalttätig?« fragte Suko.

»Wir wollten sichergehen.«

Die Metalltür konnte elektronisch verschlossen werden. Auf ein normales es Klopfen hin wurde sie geöffnet. Zwei Männer erwarteten uns. Harte, kantige Typen, die Suko gut kannte, weil er mit ihnen des Öfteren trainierte. Die drei grinsten sich zu.

»Das ist mal ein Job für dich«, wurde Suko angesprochen. »Keine Action, wenigstens nicht die, die du gewohnt bist.« Der Sprecher

deutete auf den Gefangenen. »Es gibt Fische, die reden viel im Vergleich mit dem. Da kannst du dir ja vorstellen, was dich hier erwartet.«

»Mal schauen.«

»Den Namen haben wir nicht herausfinden können. Er sieht sich nur als der Henker Le Grand.«

Ich knetete mein Kinn. »Sind eigentlich Aufnahmen gemacht worden?« fragte ich dazwischen.

»Ja, die Fotos haben wir an die Kollegen verteilt. Vielleicht kennt jemand diesen Mann.«

»Das wäre gut.«

»Sollen wir bleiben, Mr. Sinclair?«

Ich winkte ab. »Das ist nicht nötig. Außerdem haben Sie dem Henker die Handschellen gelassen.«

»Es war nötig, der wäre sonst durchgedreht.« Der Kollege lächelte. »Irgendwie kann man sich vor dem fürchten. Ich bin kein ängstlicher Mensch, doch in dem hier steckt Power, das kann ich Ihnen versprechen, Kollege.«

»Danke für den Tip.«

Die beiden Aufpasser verließen die Zelle. Dafür nahmen wir auf den harten Stühlen Platz. Zwischen uns und dem Henker stand ein Schreibtisch. So kahl die Zelle auch sein mochte, die Elektronik war trotzdem vorhanden. Nicht nur das Auge der Kamera, auch ein Kassettenrecorder konnte die Gespräche aufnehmen. Wir schalteten ihn nicht ein, schauten dem Mann zunächst nur ins Gesicht.

Er rührte sich nicht. Bis auf die Maske trug er noch immer die gleiche Kleidung. Sehr warm war es in den Tiefen des Yard-Kellers nicht, doch der Henker machte nicht den Eindruck, als würde er frieren. Sein Gesicht, scharfgeschnitten und irgendwie überheblich wirkend, sah glatt aus wie ein Stein.

Zwischen den Handgelenken spannte sich die Kette der beiden Handschellen. Die gefesselten Hände lagen auf den Knien. Suko erklärte mir mit leiser Stimme, dass der Henker eine Nahrungsaufnahme verweigert hatte.

»Vielleicht braucht er das nicht.«

»Jeder Mensch muss essen und trinken.«

»Natürlich, ein Mensch.«

Ich sagte nichts, dachte mir meinen Teil und begann mit der Fragerei. Viel Hoffnung hatte ich nicht, dass er sich uns gegenüber lockerer zeigen würde, doch es kam auf einen Versuch an. »Darf ich um Ihren Namen bitten, Mister?«

In seine dunklen Augen trat so etwas wie ein Leuchten. Er reckte sich und wirkte stolz. »Ich bin Le Grand, der Henker!«

»Waren Sie das schon immer?«

»Ja.«
»Dann leben Sie also schon lange?« fragte Suko.
»Ich diente Seiner Majestät.«
»Wie kann ein Mensch so lange existieren, ohne dass er stirbt?« wollte ich wissen.
»Ich kann es.«
»Sind Sie ein Mensch?«
»Ich bin der Henker.«
Suko war wieder an der Reihe. »Einiges ist uns unklar. Man hat Sie untersucht, Le Grand, und man hat nicht festgestellt, dass Sie bereits zweihundert oder mehr Jahre leben. Ihre Körperfunktionen sind normal, man kann Sie auch nicht als Zombie bezeichnen. Sie haben Herz- und Pulsschlag, einen Kreislauf. Es ist eigentlich unmöglich, dass Sie der Henker Seiner Majestät sind.«
»Ich bin es trotzdem.«
»Schön.« Diesmal redete ich. »Was haben Sie im London Dungeon gesucht? Weshalb besuchten Sie den Folterkeller? Da gab es unserer Meinung nach keinen Grund.«
»Ich musste an die Stätte meines größten Triumphes zurückkehren.«
»Wo waren Sie vorher?«
Schweigen. Er schloss demonstrativ den Mund. Wir sahen noch, wie er die Lippen besonders fest zusammenpresste, ein Zeichen, dass er nichts mehr sagen wollte.
»Le Grand muss tot sein, Mister, sonst hätte man ihn nicht aus Wachs nachgebaut und ausgestellt. Wir können Ihnen einfach nicht glauben, dass Sie der Henker sind,«
»Ich bin Le Grand!« Er antwortete stereotyp. »Ich bin Le Grand, ich habe meine Aufgaben zu erledigen.«
»Wer gab Ihnen das Schwert?« fragte ich.
»Der König.«
»Und weiter?«
»Ich musste sie töten!«
»Was werden Sie jetzt machen?«
»Auf den König warten, denn er wird mich wieder befreien, das ist sicher.«
Ich runzelte die Stirn. »Können Sie uns den König beschreiben? Wie sieht er aus?«
»Er ist ein stattlicher Herrscher.« Mehr sagte er nicht. Er wollte einfach nicht reden.
So kamen wir nicht weiter. Zwischen uns und diesem Menschen bestand eine Barriere, die nicht zu überwinden war. Dieser Knabe war eine harte Nuss.
Auch Suko dachte nach. Ich sah es an seinem Blick, und wir fragten uns, welche Möglichkeiten blieben.

»Ob wir ihn unter Hypnose setzen sollen?« murmelte ich.

»Wäre vielleicht eine Lösung.«

Auch wenn uns Le Grand gehört hatte, gab er durch nichts zu erkennen, was er davon hielt. Er blieb stumm wie ein Fisch. Seinen Blick richtete er auf die Tür.

Ich wollte zu einer weiteren Frage ansetzen, als das Telefon schnarrte. Der Apparat stand ebenfalls auf dem Schreibtisch und hatte nur einen Hausanschluss. Suko hob ab. Er lauschte und schüttelte dabei den Kopf, als hätte er eine Nachricht erhalten, die er einfach nicht fassen konnte. »Und Sie sind sicher?«

Das »Ja, Sir« hörte selbst ich.

»Gut, dann werde ich kommen.« Der Inspektor legte auf.

»Was ist denn passiert?«

Suko lachte mich an. »Das wirst du kaum für möglich halten. Ich muss zum Piccadilly. Da ist jemand aufgetaucht, der hält sich für Napoleon. Er steht vor der Eros-Statue.«

»Und jetzt?«

»Verhaftet haben sie ihn noch nicht. Sie halten ihn für einen Irren.« Suko warf dem Henker einen Blick zu. »Aber wenn ich ihn so sehe, dann habe ich das Gefühl, dass er und dieser andere, der Napoleon, möglicherweise erst der Anfang sind. Ich werde hinfahren und mir den neuen Irren einmal ansehen.«

»Tu das.«

Mein Freund stand auf. »Du kümmerst dich um ihn?«

Ich nickte.

»Viel Erfolg.« Suko schlug mir noch auf die Schulter, bevor er sich auf die Socken machte. Die Tür war nicht verschlossen worden, wir konnten sie von innen öffnen.

Zurück blieben der Henker und ich. Zwar fühlte ich mich nicht gerade wohl, dennoch hatte ich keine Furcht vor ihm, auch wenn er mehr den Eindruck eines Zombies machte als den eines Menschen.

Erst der Henker, dann dieser Napoleon. Es hörte sich witzig an, doch ich sah das anders. Nein, das konnte kein Witz sein, und ich wollte auch nicht an einen Zufall glauben. Dahinter steckte Methode.

Le Grand redete noch immer nicht. Mir war vorhin der Gedanke gekommen, ihn hypnotisieren zu lassen, doch dazu brauchte ich sein Einverständnis. »Hören Sie zu, Mr. Le Grand. So wie jetzt kommen wir nicht weiter. Ich muss herausfinden, was mit Ihnen los ist und wo Sie die letzten Tage oder Wochen verbracht haben. Ist das klar?«

Er rührte sich nicht.

»Dann weiter. Sind Sie damit einverstanden, dass wir Sie durch einen Fachmann hypnotisieren lassen?«

»Wie bitte?«

»Hypnotisieren, Mister.«

»Ich bin der Henker.«

»Alles klar, das bestreitet auch niemand. Dennoch möchte ich gern sehen, was hinter dieser Fassade steckt.«

»Ich werde meine Pflicht erfüllen.«

»Welche Pflicht?«

»Ich werde töten. Ich muss meiner Aufgabe nachkommen, die man mir gestellt hat!«

»Wen wollen Sie noch töten?«

»Alle. Ich werde mir alle vornehmen und vernichten, denn ich bin der Henker.«

»Gut, das wissen wir mittlerweile. Die Zeit ist nicht stehen geblieben. Die Revolution liegt zweihundert Jahre hinter uns. Henker sind out. Sie können nicht mit einem Schwert durch London laufen und dabei durchdrehen. Das geht nicht.«

»Ich muss töten.«

»Himmel noch mal, wenn ich Ihnen sage…« Ich stoppte, weil ich mich nicht aufregen wollte, außerdem war mir eine andere Idee gekommen. Bisher waren Suko und ich eigentlich davon ausgegangen, dass sich dieser Mann etwas einbildete. Das wollte ich nicht mehr hinnehmen, es konnte durchaus sein, dass er unter einem gewissen Einfluss stand, wobei ich da an einen dämonischen oder schwarzmagischen dachte.

Das herauszufinden war nicht einmal schwer, denn ich hatte vor, den Test mit dem Kreuz zu machen.

In seinen Augen veränderte sich der Blick selbst dann nicht, als ich mich von meinem Stuhl erhob. Le Grand starrte stur geradeaus.

Ich fragte ihn: »Kennen Sie Kreuze?«

»Ja.«

»Dann werde ich Ihnen gleich ein besonderes Kreuz zeigen. Ich glaube, dass es Ihnen gefallen wird.«

»Was denn?«

Ich tastete nach der Kette, zerrte daran und zog das Kreuz hervor. Gelassen streifte ich die Kette über den Kopf ohne dabei Le Grand aus den Augen zu lassen. Noch immer saß er unbeweglich und starrte an mir vorbei. Er regte sich erst, als ich das Kreuz vor seinem Gesicht hin- und herpendeln ließ. Da riss er plötzlich die gefesselten Hände hoch, um nach meinem Talisman zu schnappen.

Ich war schneller, zog das Kreuz blitzartig zurück, so dass er ins Leere griff, dabei nach vorn kippte und sich an der Kante des Schreibtisches abstützen musste.

Ich war zurückgegangen und behielt das Kreuz in der Hand, damit er es sehen konnte. »Was haben Sie, Mister? Gefällt es Ihnen nicht? Was hat Sie so erschreckt?«

Er beugte den Kopf vor und hob die Arme an. Dabei bog er die

gefesselten Hände so weit auseinander, dass es ihm gelang, sein Gesicht zu umklammern. Er drückte die Haut, rieb sie und schüttelte dabei den Kopf.

»Weshalb fürchten Sie sich vor dem Kreuz? Weshalb?«

Der Mann stöhnte, hatte die Augen geschlossen, den Mund dabei so weit geöffnet, dass Speichel über seine Unterlippe rann und am Kinn hinablief. Eines stand fest. Der Anblick meines Talismans quälte ihn. Was war der Grund?

Eigentlich gab es nur einen. Er konnte es nicht vertragen, weil er es hasste oder hassen gelernt hatte. Das wiederum bedeutete, dass man ihn beeinflusst hatte.

Ich wollte seine Qualen nicht länger mit ansehen und ließ das Kreuz zunächst verschwinden.

Obwohl der Henker seine Augen geschlossen hielt, hatte er es bemerkt. Das Fluidum traf ihn nicht mehr direkt, es war plötzlich verschwunden. Ich hörte ihn atmen. Das Geräusch glich schon mehr einem Stöhnen, und er ließ seine Anne langsam sinken, so dass wir uns wieder in die Augen blicken konnten.

»Nun, Mister?«

Pfeifend holte er Luft, mit nach hinten gelegtem Kopf. »Es ist – weg damit.«

»Ich habe es nicht mehr.«

Er wischte mit den gekrümmten Fingern über seine Augen, in denen sich Tränenwasser gebildet hatte. Ich hatte das Gefühl, eine Barriere geknackt zu haben, das wiederum freute mich.

Sehr langsam nahm ich Platz, saß ihm jetzt direkt gegenüber und schaute ihn an. Hatte ich die Barriere durchbrochen? Würde er jetzt mit der Wahrheit herausrücken?

Ich gab ihm noch Zeit, sich zu erholen. Er hockte vor mir und bewegte dabei seinen Körper. Damit dokumentierte er seine innere Unruhe, er konnte sie einfach nicht verbergen.

»Können wir reden?«

Wieder setzte er zu seiner stereotypen Antwort an. »Ich bin Le Grand, der Henker. Ich bin…« Auf einmal stoppte er, als hätte er die folgenden Worte vergessen.

»Wer sind Sie?«

Der Mann schluckte. »Ich – ich weiß es nicht. Das Kreuz, es ist alles so anders.«

»Meinen Sie wirklich?«

»Ja.«

»Sie waren der Henker!«

Le Grand schaute mich an. Die Augen hatte er verengt, als wolle er noch nachdenken, ob ich recht gehabt hatte oder nicht. Plötzlich hob er die Schultern und lächelte.

»Können Sie sich nicht an Ihren richtigen Namen erinnern?« fragte ich ihn.

»Nein, ja…«

»Warum hat das Kreuz Sie so geschockt? Kein Mensch fürchtet sich davor, es sei denn, er hat etwas zu verbergen.«

»Er hat etwas anderes gemacht.«

»Wer ist er?«

»Der Doktor. Er hat gesagt, dass ich das hassen muss. Er wollte es nicht. Er wollte die anderen Gedanken, die bösen.«

»Hat er auch einen Namen?«

»Der Doktor.«

»Davon gibt es viele. Der Doktor hat also gesagt, dass dieses Kreuz oder jedes Kreuz schädlich für dich ist. Dass du es nicht anfassen darfst und dass du es vernichten musst.«

»Die Ströme«, erwiderte er völlig unmotiviert. »Es sind die Ströme, die durch meinen Kopf fließen. Sie haben mich geformt. Die Ströme, allein die Ströme.«

»Ich verstehe nicht…«

»Der Doktor leitet sie. Er hat den Helm. Er ist derjenige, der uns Geld versprochen hat.«

»Dann kennst du ihn gut?«

»Ja – doch.«

»Weißt du auch, wo er sich aufhält, wo er wohnt? Bitte, sag es mir. Ich muss ihn sehen.«

»In London.«

»Das ist gut. Dann können wir hinfahren.«

Erst schaute mich Le Grand nur an, dann fing er an zu lachen, bevor er sagte: »Willst auch du vernichtet werden, Polizist? Willst auch du die Ströme spüren?«

»Vielleicht.«

Er senkte den Kopf. »Verdammt, ich will nicht, dass du mich quälst. Ich will in Ruhe gelassen werden.«

»Ich sorge dafür, dass man dich heilt, Le Grand. Dass dich die Ströme nicht mehr quälen können. Hast du etwas dagegen?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Dann vertraue mir. Wir verlassen jetzt die Zelle, du bekommst etwas anderes zum Anziehen, wir werden uns in den Wagen setzen und einfach losfahren.«

»Wohin?«

Ich musste mich in Geduld fassen. »Zu deinem Doktor, der sich bestimmt freuen wird, wenn er uns sieht.«

Das wollte er nicht unterstreichen. Ich drückte auf einen kleinen roten Knopf, der bei den Wachleuten an den Monitoren ein Alarmsignal auslöste. Sie waren sehr schnell da. Zu zweit standen sie

in der Zelle. »Sollen wir ihn wieder einsperren, Sir?«

»Nein, ich werde ihn mitnehmen.«

»Wohin?«

»Das ist meine Sache. Sorgen Sie bitte dafür, dass dieser Mann andere Kleidung erhält.« Ich schaute auf die Uhr. »In einer Viertelstunde bin ich wieder hier, um ihn abzuholen. Halten Sie ihn unter Kontrolle, wenn Sie ihm die Handschellen abgenommen haben, sonst kann er nicht eingekleidet werden.«

»Rechnen Sie noch immer mit einer Flucht?«

Ich warf Le Grand einen kurzen Blick zu. Er saß da und hatte den Kopf gesenkt. Auf mich machte er einen apathischen Eindruck, als hätte er von unserer Unterhaltung nichts mitbekommen. »Geben Sie auf ihn Acht«, warnte ich die Kollegen.

»Machen wir, Sir.«

Ich verließ die Zelle und versuchte meinen Chef, Sir James, zu erreichen, weil ich ihn über diesen Einsatz informieren musste. Le Grand hatte von einem Doktor gesprochen und von gewissen Strömungen, wobei ich mich fragte, ob er mir nicht die Spur zu einem Menschen weisen würde, der mit anderen Personen Experimente machte. Das war nicht nur gefährlich, sondern auch menschenverachtend. So etwas konnten wir auf keinen Fall zulassen.

Von der Wachstube aus telefonierte ich mit meinem Chef, der sich ebenfalls überrascht zeigte. »Was, glauben Sie, steckt dahinter, John?«

»Es ist schwer zu sagen. Ich kann, obwohl ich einiges gehört habe, bisher darüber nur spekulieren.«

»Sie denken an gewisse Experimente?«

»Leider, Sir.«

»Das ist natürlich schlimm. Versuche mit Menschen, vielleicht mit Strom oder ähnlichem…«

»Da bin ich mir nicht sicher. Dieser Henker hat zwar von Strömen gesprochen, doch er muss nicht unbedingt die Elektrizität damit gemeint haben.«

Sir James hatte mich schon verstanden. »Sie denken da eher an Schwarze Magie?«

»Richtig.«

Ich hörte ihn atmen. »Damit hätten wir wieder eine neue Variante dieses Gebiets.«

»Das will ich nicht hoffen, aber rechnen müssen wir damit. Ich werde Ihnen jedenfalls Bescheid geben.«

»Den Namen dieses Arztes wissen Sie nicht?«

»Den habe ich noch nicht aus ihm herausholen können.«

»Gut, Sie rufen an.«

»Natürlich.«

Die beiden Wächter hatten bereits reagiert und den Henker mit

Kleidung versorgt. Viel war es nicht, was sie aufgetrieben hatten.

Eine alte Hose, ein kittelartiges Hemd, das sie über seine Lederweste gestreift hatten. Vor Le Grand blieb ich stehen. Der Mann roch nach Schweiß und auch irgendwie nach Rauch.

»Können wir?«

»Was?«

Ich schaute auf seine Handschellen. »Sie wollten mich zu Ihrem Doktor bringen.«

»Ach ja.«

Ich nickte den Kollegen zu. Zwei von ihnen begleiteten mich zum Dienstwagen. Den Henker hatten sie in die Mitte genommen. Auch wenn er gefesselt war, traute ich ihm nicht über den Weg. Der brachte es fertig und drehte noch vor dem Ziel durch. Ich ließ ihn deshalb am Haltegriff anbinden. Den passenden Schlüssel trug ich gut versteckt in meiner Hosentasche. So konnte eigentlich nicht viel schief gehen.

»Können wir?«

Die Kollegen nickten. Einer meinte: »Soll ich Ihnen ehrlich etwas sagen, Mr. Sinclair? Ich hätte keine Lust, mich mit diesem Menschen abzugeben. Das kann ins Auge gehen.«

»Stimmt, Meister. Es kann ins Auge gehen, muss aber nicht.« Ich lächelte schmal. »Damit Sie mich nicht für Superman halten, auch ich habe ein komisches Gefühl dabei.«

Dann stieg ich ein und startete.

Als ich das Yard-Gelände verließ, warf ich Le Grand einen Blick zu. Er hockte in der unnatürlichen Haltung neben mir. Sein Gesicht war schweißnass, hin und wieder zuckte er mit den Mundwinkeln, doch ein Wort sagte er nicht.

Ich hätte einiges dafür gegeben, um zu erfahren, was sich in seinem Schädel abspielte. Gute Gedanken waren es bestimmt nicht…

***

Es gibt London-Kenner, die rümpfen die Nase, wenn sie den Begriff Piccadilly Circus hören, weil das nicht ihre Welt ist. Sie denken dabei an das billige Vergnügen, das es in dieser Gegend gibt, übersehen allerdings, dass dieser Platz für viele Bewohner noch das wahre und echte Herz Londons ist.

Ein Zentrum, um das im Umkreis von einer Meile eigentlich alles liegt, was diese Stadt so berühmt gemacht hat: West End auf der einen, Leicester Square, Trafalgar Square, Theater Land und Covent Garden auf der anderen Seite, Soho und Oxford Street im Norden, St. James und Westminster im Süden.

So berühmt wie der Circus selbst ist auch die Eros-Statue. Sie stellt allerdings keinen griechischen Liebesgott dar, sondern einen Engel der christlichen Nächstenliebe und Wohltätigkeit. Ein Lord Shaftesbury

hatte ihn 1893 aufstellen lassen. Der Lord war als Menschenfreund bekannt und hat vor allen Dingen viel für die Kinder der Bergarbeiter getan.

Am Circus herrscht immer Trubel. In der Dunkelheit entfaltet er seinen meisten Glanz. Dann strömen die bunten, grellen Lichter der Reklamen über den Platz und werfen bunte Schatten gegen die Fahrzeuge und auf die zahlreichen Menschen, die hier den Anfang eines großen Vergnügens suchen.

Tagsüber sah es anders aus. Massig Verkehr, aber keine Leuchtreklame, und der Verkehr hatte sich noch verdichtet, seit vor der Statue jemand stand, der offenbar geistesgestört war und von sich behauptete, Napoleon zu sein.

Die Londoner gehören zu den toleranten Menschen. Sie lassen jeden leben, wie er will, sie akzeptieren die Marotten anderer, und auch über diesen Napoleon wurde meist gelächelt. Man amüsierte sich über seine Sprüche, die er mit lautstarker Stimme in die warme, von Abgasen geschwängerte Luft schrie.

Die Statue des Eros steht auf einem mächtigen Steinsockel, der wiederum auf einem breiten Podest. Das Podest war achteckig gebaut worden, ebenso wie die beiden breiten Stufenreihen, die von der Halbinsel her zur Statue und zum Podest hinführen. Auf dieser Halbinsel befindet sich viel Platz. Ein Punkt für Touristen. Da klicken die Kameras ebenso oft, wie die Menschen Luft holen.

Einen Parkplatz zu finden war insofern unmöglich, weil es keine gab. Suko konnte sich nicht darum kümmern, er fuhr seinen Wagen auf die Halbinsel und stellte ihn neben einer Laterne ab.

Verwunderte und ärgerliche Blicke trafen ihn, als er ausstieg. Die Sonne schien gegen seinen Nacken. Ein leichter Wind trug den Geruch von Autoabgasen über den Eros hinweg. Wer hier öfter zu tun hatte, der gewöhnte sich schnell an das Hupen und den übrigen Verkehrslärm.

Der Inspektor hatte die Tür des BMW kaum zugeworfen, als die ersten beiden Bobbies zu ihm kamen. Ihre Gesichter unter den Helmen wirkten wenig freundlich, doch darum konnte sich Suko nicht kümmern. Er zeigte ihnen den Ausweis und erklärte, weshalb er gekommen war.

»Ja, der Verrückte steht da noch und redet. Sie können ihn hören.«

»Okay, ist sonst noch etwas geschehen?«

»Nein, wir haben ihn gelassen und nicht zu Speaker's Corner in den Hyde Park geschickt.«

»Er ist also nicht gefährlich?«

»Keine Ahnung, Sir, aber er ist mit einem Degen bewaffnet, der noch in der Scheide steckt.«

»Danke.«

Suko bahnte sich einen Weg durch die Masse der Zuschauer. Sie standen nicht so dicht, hatten ihren Spaß und feuerten den Napoleon noch weiter an.

Die Bobbies hielten sich vornehm zurück. Sie schauten auch nur zu. Manchmal huschte sogar ein Lächeln um ihre Lippen. Sie beobachteten aus der ersten Reihe, und Suko musste ihnen wieder seinen Ausweis zeigen, damit man ihn nicht stoppte.

»Kümmert sich Scotland Yard dienstlich um diesen Irren?«

»So ist es.«

»Sir, der ist…«

»Ich werde ihn mir vornehmen.« Wohl fühlte sich Suko nicht. Die Aktion konnte mit einem Schlag ins Wasser enden, aber der Henker hatte bereits seine blutige Spur hinterlassen. An einem Tag gleich zwei Personen, die sich als andere fühlten, das konnte Sukos Ansicht nach einfach kein Zufall sein.

Der Mann glich dem Feldherrn Napoleon aufs Haar. Er trug auch den Dreispitz auf dem Kopf, war von kleiner Gestalt, so dass seine Jacke viel zu groß für ihn wirkte. Die darunter hervorschauende Hose lag eng an und mündete mit den Beinen in Stiefelschäften. Sogar eine Locke fiel ihm in die Stirn.

Napoleons Gesichtsausdruck kam ebenfalls gut rüber, und natürlich sprach der Mann mit französischem Akzent.

Suko wartete ab, denn der kleine Mann hatte seine Stimme erhoben und stieß dabei die linke Faust in die Luft. »Ich werde die Grande Nation wieder aufrichten. Frankreich wird aus der Asche der Schande auferstehen und zu großen Taten bereit sein. Europa wird Frankreich heißen, versteht ihr…?«

»Und das beim baldigen Eintritt in den Europäischen Binnenmarkt«, sagte einer. »Ich lach mich schief.«

Suko lachte nicht. Er hielt die Gestalt genau unter Kontrolle. In deren Augen glühte der Fanatismus. Dahinter steckte mehr als nur leeres Wortgeplänkel. Suko konnte ihn mit dem Henker vergleichen, auch der war so fest von seiner Sache oder Botschaft überzeugt gewesen, und so etwas konnte leicht ins Auge gehen.

»Und wenn Frankreich zur Weltmacht geworden ist, werde ich an seiner Spitze stehen. Deshalb fordere ich euch auf, mir zu folgen. Kommt mit mir, geht meinen Weg!«

»Lauf ihn allein!« rief jemand.

»Und gib Acht, dass du dabei nicht stolperst, du Zwerg!«

Das Gelächter war groß, doch Napoleon ließ sich nicht beirren.

Suko schob sich genau in dem Augenblick vor, als der kleine Mann vor ihm mit einer sehr sicher wirkenden Bewegung den Degen aus der Scheide zog. »Was?« schrie er dabei. »Ihr wagt es, mir zu widersprechen? Ihr wagt es tatsächlich, einem mächtigen Feldherrn

die Stirn zu bieten? Seid ihr denn verrückt geworden, ihr…?«

Seine Stimme überschlug sich. Er rollte mit den Augen, sogar der Dreispitz verrutschte. Der Mann hatte sich in Rage geredet und war unberechenbar geworden. Darum konnte sich Suko nicht kümmern.

Er ging direkt auf den Napoleon zu. Er hörte noch die Warnung eines Polizisten, um die er sich jedoch nicht kümmerte. Er wollte den Kleinen stoppen.

Der sah Suko, sprach den Satz nicht mehr zu Ende, denn etwas schien in seiner Kehle zu stecken. Die Hand mit dem Degen war nicht nach unten gesunken, die Spitze zeigte auf den Chinesen.

»Wer bist du?«

»Ich möchte dich mitnehmen.«

»Ich werde mit Sire angesprochen!«

»Später vielleicht, Junge. Jetzt kommst du erst einmal mit. Wir beide wollen uns in Ruhe unterhalten.« Suko streckte die Hand aus, eine Geste des Friedens, die Napoleon jedoch anders interpretierte.

Er hackte mit dem Degen zu.

Irgendwo im Hintergrund schrie eine Frau. Sie hatte keinen Grund. Suko zog die Hand blitzschnell zurück, so dass ihn der Hieb verfehlte. »Geh!« brüllte Napoleon. »Geh oder folge mir!«

»Ich werde dir deinen Hut über den Kopf ziehen, damit du im Dunkeln stehst.«

Napoleon fühlte sich beleidigt. Er war wütend und griff plötzlich an. Mit dem Degen war er ein kleiner Meister. Suko hatte Mühe, der blitzenden Klinge zu entgehen. Einmal schlitzte sie ihm sogar seinen Hemdsärmel auf, aber er konnte mit einem Tritt diesem Napoleon die Beine unter dem Körper wegtreten.

Der kleine Mann fiel auf den Rücken. Mit Schultern, Hals und Kopf stieß er gegen den Podestsockel, auf seinem Gesicht erschien ein Ausdruck wilder Wut. Wahrscheinlich hatte der Dreispitz den Treffer gebremst, dann bremste ihn Sukos Faust.

Der Schlag explodierte an der Kinnspitze. Es war ein knochentrockener Haken gewesen, der den Kleinen fast in die Höhe hob. Suko und die Zuschauer in der ersten Reihe hörten noch einmal sein Aufheulen, dann lag er still.

Der Inspektor bückte sich und nahm den Degen an sich. Er reichte ihn einem Bobby weiter. Er selbst zog das Leichtgewicht in die Höhe und hielt ihn am Kragen der Jacke fest.

Einige Zuschauer fingen an zu klatschen. Jemand wollte, dass Suko ihm noch den Hut über den Kopf zerrte, darauf allerdings verzichtete er. Das hier war keine Farce, obwohl es fast so gewirkt hatte.

»Schaffen Sie ihn zum Yard?« fragte einer der Bobbies.

»Ja, ich kümmere mich um ihn. Bis der aus der Bewusstlosigkeit erwacht, habe ich ihn sicher im Büro.«

»Oder in einer Zelle.«

»Vielleicht auch das.«

Suko verstaute den Mann im BMW-Fond und rollte an. Die Neugierigen verteilten sich, sie hatten ihren Spaß gehabt. Suko war wohl der einzige, der nicht an einen Spaß glaubte und davon ausging, dass mehr dahinter steckte.

Vom Piccadilly bis zum Yard war es ein Katzensprung. Suko nahm den Weg durch den St. James Park, rollte später an Westminster Abbey vorbei und in die Victoria Street hinein, wo sich das zweite Zuhause des Inspektors befand.

Er fuhr mit seinem Gefangenen nicht hoch ins Büro, sondern blieb in den Verhörräumen. Erst hier kam Napoleon langsam zu sich. Suko dachte daran, dass er eine ähnliche Szene mit dem Henker erlebt hatte, und schloss die Möglichkeit nicht aus, dass sich beide kannten.

Bei einem Kollegen fragte er nach John Sinclair.

»Der ist weg.«

»Tatsächlich?«

»Ja, er hat den Gefangenen mitgenommen.«

Suko überlegte. »Wohin könnte er gefahren sein?«

»Sorry, das weiß ich nicht.« Der Uniformierte hob bedauernd die Schultern. »Sie könnten sich allerdings mit Sir James in Verbindung setzen, mit ihm hat Mr. Sinclair noch telefoniert, soviel ich weiß.«

»Ja, das wäre nicht schlecht.« Suko bedankte sich für den Tip und drückte Sir James' Nummer. Seinen Gefangenen ließ er dabei nicht aus den Augen. Er lag auf einer Bank, war erwacht und strich über sein malträtiertes Kinn.

Suko erwischte den Superintendenten noch. Der allerdings wusste auch nicht, welches Ziel John mit dem Henker genau anfahren wollte. »Er hat von einem Doktor gesprochen.«

»Das ist nicht viel.«

»Meine ich auch.«

»Nun ja, vielleicht bekomme ich aus dem Napoleon etwas heraus. Man soll den Mut nicht sinken lassen.«

»Wieso Napoleon?«

Suko erklärte es in zwei Sätzen und legte auf, weil er sich um den Mann kümmern musste.

»Wie heißen Sie?«

Napoleon richtete sich auf. Selbst jetzt versuchte er, Haltung zu bewahren und richtete sogar seinen Dreispitz. Er blieb bei dem Namen.

Suko verdrehte die Augen. Fing der ganze Schrott wieder von vorn an? Erlebte er das gleiche wie bei dem Henker? »Machen Sie doch keinen Unsinn! Können wir nicht vernünftig miteinander reden?«

»Wie sprechen Sie überhaupt mit mir! Ich will mit Sire angeredet

werden.«

»Später. Erst will ich wissen, wer Sie zu dem gemacht hat, der Sie offenbar sind.«

»Ich bin Napoleon.«

»Toll. Und wer ist der Doktor?«

Trotz seines desolaten Zustandes hatte es der Mann geschafft, von der Bank auf die Beine zu springen. Plötzlich stand er da wie eine Eins. Die Frage hatte ihn getroffen, kalt erwischt, das konnte Suko ihm ansehen.

»Der Doktor!« flüsterte er.

»Wer ist der Doktor?«

Napoleon senkte seinen Blick. »Du kennst ihn…?«

»Vielleicht.« Suko wollte sich auf nichts einlassen und alle Möglichkeiten offen lassen.

»Er ist ein besonderer Mann, nicht wahr?« Napoleon suchte Bestätigung, sah Sukos Nicken. »Ja, er hat uns den Weg gezeigt. Hattest du die Mind-Maschine auch schon auf dem Kopf?«

Suko zwinkerte. Erst wollte er fragen, wovon die Rede war, dann ließ er es. »Ja, natürlich, der Doktor…«

»Und die Maschine.«

»Wann warst du bei ihm?«

Napoleon verdrehte die Augen. »Es ist noch nicht lange her, als ich ihn kennen lernte. Der Doktor erfüllt mir meine Wunschträume. Jetzt bin ich Napoleon, jetzt sorge ich dafür, dass die Grande Nation wieder aufersteht.«

»Soll ich dir dabei helfen?« Suko sprach leise, er ging voll und ganz auf den Tonfall ein.

»Möchtest du das denn?«

»Ja.«

»Hast du auch einen Wunsch?« Napoleon beugte sich vor. »Hast du einen großen Wunsch, den du dir schon immer einmal erfüllen wolltest? Wolltest du in deinem Leben mal jemand anderer sein? Hast du nie diesen Drang verspürt?«

Suko lächelte strahlend. »Das wollte ich schon als Kind. Da habe ich mir vorgestellt, ein großer Held zu sein. Kannst du das begreifen?«

Napoleon nickte heftig. »Natürlich begreife ich das, mir ist es ähnlich ergangen. Auch ich wollte immer der große Feldherr sein. Jetzt bin ich es.«

»Das habe ich gesehen.« Die Situation wirkte grotesk. Suko hütete sich allerdings davor, ein Lächeln zu zeigen, denn er sah auch den ernsten Hintergrund. Da war ein Doktor ins Spiel gekommen und eine Mind-Maschine. Was immer sie auch bedeuten mochte, sie schaffte es jedenfalls, die Menschen zu verändern.

Napoleon wischte die schweißfeuchten Hände an seiner

Uniformjacke ab. »Sag mir bitte, wer du schon immer sein wolltest. Sag es mir, ich werde dafür sorgen, dass sich dein Wunsch erfüllt.«

»Dschingis Khan.«

»Ah, der Mongolenfürst.«

»Ja, der!«

Napoleon nickte ernst. »Ich kann dich gut verstehen, sehr gut sogar. Du wolltest Dschingis Khan sein, auch ein Mächtiger, aber vor meiner Zeit.«

»So kamen wir nicht in Versuchung, uns gegenseitig zu bekämpfen, Napoleon.«

»Das stimmt, das ist gut. Ich bewundere deinen Scharfsinn. Wenn dein Wunsch tatsächlich so groß ist, solltest du mir folgen. Ich werde dich zum Doktor bringen.«

Suko schaffte es, ein Leuchten in seine Augen zu zaubern und den anderen so zu täuschen. »Willst du das wirklich für mich tun?«

»Ja.«

»Du bist ein echter Freund.«

Er stellte sich kerzengerade hin und nahm die napoleonische Haltung ein, als er seine rechte Hand unter die Jacke schob und sie dorthin legte, wo das Herz schlug. »Ja, wir werden zu ihm fahren, und wir werden ihm beweisen, wie treu wir sind.«

Suko ging bereits auf die Tür zu. »Ich möchte keine Minute länger warten.«

»Ich auch nicht.« Mit stolzen Schritten marschierte der kleine Mann auf die Tür zu.

Suko beobachtete ihn besorgt und mit einem gewissen Unbehagen. Nein, auch wenn es so aussah und er sich selbst wiederholte, ein Spaß war dies beileibe nicht.

Der Inspektor spürte sogar einen kalten Horror, der ihn umklammert hielt…

***

Die Bäume zeigten ein wunderbares Grün. Sie verteilten sich in einem großen Park, der das Herrenhaus am Rande der Stadt umschloss. Das Gemäuer hob sich in seiner weißgrauen Farbe vom Grün der Natur ab, und die Sonne meinte es ebenfalls gut.

Es war eine kleine Idylle, typisch englisch. Der große Rasen wirkte ebenso gepflegt wie die Auffahrt. Es fehlten nur die weißen Korbmöbel im Freien, aber darauf hatte der Hausherr verzichtet.

Überhaupt machte das Gebäude einen relativ verlassenen Eindruck.

Es konnte auch an den geschlossenen Fensterläden liegen.

»Hier sind wir«, sagte der Henker, als wir über die Auffahrt rollten. Die Handschellen hatten ihn überhaupt nicht gestört. Wenigstens hatte er sich nicht deswegen beschwert. Ein komischer Kauz, dem ich

allerdings nach wie vor nicht über den Weg traute.

Dennoch lächelte ich, als ich ihm die Fesseln aufschloss. Er nahm es hin und rieb nur mal kurz über seine Gelenke.

Ich hatte an der breiten Treppe gehalten, was ihm nicht gefiel.

»Wir müssen den Hintereingang nehmen, fahr herum.«

»Mache ich doch glatt.«

Wir fanden einen schmalen Weg, über den der Rover rollte. Jetzt, da wir am Ziel waren, wollte ich beim Yard Bescheid geben, wo man mich finden konnte. Den Hörer nahm ich ab, dann war es aus mit der Herrlichkeit, denn die Leitung war tot.

Nichts, kein Kontakt, keine Verbindung.

Ich schielte auf den Henker. Der hatte andere Interessen und schaute mit einem dermaßen großen Interesse aus dem Fenster, als würde er die Umgebung zum ersten Mal sehen. Wahrscheinlich hatte er nicht bemerkt, dass ich telefonieren wollte.

An der Rückseite des Hauses zeigte die Fassade einige Macken.

Hier sah sie sehr renovierungsbedürftig aus. Simse zeigten Lücken und auch einige Kanten waren abgestoßen.

»Soll ich hier anhalten?« erkundigte ich mich.

»Ja, das passt.«

Ich ließ den Rover neben einem Buschgürtel ausrollen. Dann stiegen wir aus.

Der Henker traf keinerlei Anstalten, die Flucht zu ergreifen. Er blieb in meiner Nähe. Ich hatte den Kopf gedreht und beobachtete ihn. Auf mich machte er einen leicht nervösen Eindruck. Einige Male sah es so aus, als wollte er zu einer Rede ansetzen, überlegte es sich jedoch und schaute auf einen im Vergleich zur Eingangstür schmalen Eingang.

Hier waren die Fenster kleiner, die Scheiben blinder, die Sonnenstrahlen flossen in eine andere Richtung und an der Mauer vorbei.

Ich ging noch nicht auf die Tür zu, blickte in die Höhe und sprach über den Arzt.

»Dein Doktor hat sich aber ziemlich versteckt.«

»Ja, ja!« flüsterte der Henker. »Das muss auch so sein, verstehst du?«

»Eigentlich nicht.«

»Nun, er ist ein mächtiger Mann, er besitzt ein großes Wissen und natürlich seine Erfindung.«

»Ach ja?«

»Erzählte ich dir nicht davon?« Der Henker war erstaunt. Er stand zwei Schritte vor mir, die Füße waren im hohen Gras verschwunden, auf dem Gesicht lag ein verwunderter Ausdruck.

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Na, du wirst sie sehen.«

Er wollte sich abwenden, aber ich hielt ihn fest. »Bitte, Le Grand, sei

so gut und erkläre es mir jetzt.«

»Na ja, wenn du willst. Ich kann deine Neugierde verstehen.« Er beugte sich vor und senkte die Stimme zu einem Flüstern, als hätte er Angst davor, dass uns jemand hören könnte. »Es ist die Mind-Maschine, mein Freund. Sie macht es möglich.«

Ich ging zurück. Ungläubig fragte ich noch einmal nach, und das war nicht gespielt. »Die Mind-Maschine?«

Jetzt lachte er scharf. »Du kennst sie nicht, wie?«

»Stimmt.«

»Dann wirst du sie kennen lernen.«

»Das glaube ich auch. Ist sie denn groß? Wenn er schon in einem derartigen Haus lebt…«

»Nein, wo denkst du hin? Es ist eine kleine Maschine, eigentlich nur ein Helm.«

»Oh.«

»Wie bei einem Motorradfahrer. Er ist wunderbar, er ist einfach einmalig, John.«

»Da bin ich sehr gespannt.«

»Kannst du auch sein.« Der Henker ging auf die Tür zu. Ich folgte ihm mit sehr unterschiedlichen Gedanken und Überlegungen. Bisher war ich davon ausgegangen, dass der Mann im Hintergrund seine Opfer durch Hypnose manipulierte und ihnen etwas suggerierte, an das sie später auch glaubten. An eine Maschine allerdings hatte ich dabei nicht gedacht. Mind-Maschine – was konnte das bedeuten?

Mind heißt soviel wie Geist, wie Verstand, wie geistiger Wille.

Dann musste dieses Werkzeug also im Prinzip eine Geist-Maschine sein, eine, die im Geist oder Kopf des Menschen etwas veränderte, und zwar auf schlimme Art und Weise.

Ich wurde abgelenkt, denn der Henker winkte mir von der Tür aus hastig zu. Er hatte bereits geklingelt, ich rechnete mit einer Kontrolle, die nicht erfolgte. Statt dessen hörten wir das Summen des Öffners. Es wurde unterbrochen, als Le Grand die Tür aufstieß.

Er ging vor, ich folgte ihm und betrat ebenfalls den relativ engen Flur. Er passte eigentlich nicht zu der Größe des Hauses, wahrscheinlich befanden wir uns in einem Trakt, in dem einmal Personal gewohnt hatte.

Der Henker drehte sich um. »Bitte, du musst die Tür schließen, John. Wir brauchen Ruhe.«

»Die haben wir doch.«

»Nein, Stille.«

Ich drückte die Tür ins Schloss, schielte dabei über die Schulter, weil ich meinem Führer nicht traute. Er tat nichts und wartete auf mich, bis ich neben ihm stand.

»Alles klar?« fragte er.

»Ja.«

Er lächelte und strich durch sein dünnes Haar. »Wir werden den Flur bis zu seinem Ende durchgehen. Von dort ist es nicht mehr weit bis zum Doktor.«

»Wunderbar.«

Unsere Stimmen und Schritte waren die einzigen Geräusche, die ich in diesem Haus wahrnahm. Ansonsten wurden wir von einer fast bedrückenden Stille umgeben.

Sie gefiel mir nicht. Wer immer der Doktor war, er führte Böses im Schilde. Le Grand freute sich wie ein kleines Kind, als er auf die Tür zuschritt. Durch sie war der Gang praktisch abgeschlossen. Der Henker klopfte dreimal. Wieder hörte ich ein Summen, er konnte die Tür aufdrücken und ging abermals vor, hinein in einen Raum, in dem es nur wenig Helligkeit gab. Ich wunderte mich darüber und beschloss, sehr vorsichtig zu sein.

Schon im Raum drehte er sich um, wobei er mit beiden Armen winkte. »Komm, der Doktor erwartet uns.«

Jetzt kehrtzumachen wäre nicht mein Stil gewesen. Außerdem war ich auf diesen Doktor und natürlich auf dessen Mind-Maschine mehr als gespannt. Der Raum blieb in diesem kalten Dämmerlicht, als ich über die Schwelle getreten war. Nur allmählich konnte ich die Umrisse der Möbelstücke erkennen. Sie verloren sich in der Weite des Raums.

Rechts musste sich ein kantiger Gegenstand, wahrscheinlich ein Schreibtisch, befinden. In der Mitte sah ich einen Stuhl mit hoher Lehne, die steil in die Höhe stach. Gegenüber zeichneten sich die Umrisse von drei großen Fenstern im Mauerwerk ab. Der Boden bestand aus kaltem Stein. Das Material gab unsere Schritte als Echos zurück.

In meiner Nähe stand der Henker. Er atmete sehr heftig, war nervös, reizbar und bewegte seine Hände. Zudem rieb er die Flächen gegeneinander. »Doktor?« rief er in das Dämmerlicht hinein.

»Ja, ich bin hier.«

Eine sonore Stimme hatte die Antwort gegeben. Den Sprecher selbst sah ich noch nicht, doch der Klang seiner Stimme war von rechts gekommen, wo der Schreibtisch stand.

»Ich habe jemanden mitgebracht, Doktor.«

»Wie schön.« Es folgte ein Lachen, das mir überhaupt nicht behagte. »Du weißt doch, mein Lieber, dass ich an Gästen immer sehr interessiert bin. Wer ist es denn?«

»Ich heiße John Sinclair!« Vorstellen konnte ich mich selbst.

»Aha.«

Über die kurze Antwort konnte ich nachdenken. Entweder hatte er sie bewusst so knapp gehalten, oder er wollte nicht, dass ich aus diesem Wort etwas hätte heraushören können. Dieses Aha konnte im

Prinzip alles bedeuten.

»Mit wem habe ich denn das Vergnügen?« sprach ich in Richtung Schreibtisch.

»Ich werde mich Ihnen gleich vorstellen, Mr. Sinclair. Einen Augenblick noch.« Aus den folgenden Geräuschen war zu entnehmen, dass der Unbekannte mit einem Stuhl über den Boden rutschte, dann raschelte etwas, als würde der Mann noch ein Kleidungsstück überstreifen, und sofort danach vernahm ich seine Schritte, die sich genau in meine Richtung bewegten.

Ich schaute in das Dämmerlicht hinein. Allmählich nur schälte sich aus dem finsteren Grau eine Gestalt hervor. Der Doktor dachte nicht daran, das Licht einzuschalten oder die schweren Vorhänge von den Fenstern zu ziehen.

Allmählich konnte ich ihn besser erkennen. Er war etwas kleiner als ich, von seinem Gesicht sah ich nicht viel, da der größte Teil von dunklen Bartschatten beherrscht wurde, wie mir schien.

Er ging etwas gebeugt, blieb einen Schritt vor mir stehen und schaute zu mir hoch. Lächelte er? Funkelten seine Augen?

So genau erkannte ich es nicht. Dafür sah ich, wie er mir die Hand entgegenstreckte. »Mr. Sinclair«, sagte er, »so heißen Sie doch, nicht wahr, Sir?«

»Stimmt.«

»Ich heiße Sie herzlich in meinem bescheidenen Hause willkommen.«

Sein Akzent sagte mir, dass er nicht zu meinen Landsleuten gehörte. Er hatte einen kalifornischen Dialekt. Dieser mir namentlich noch unbekannte Arzt musste ein Amerikaner sein.

Ich nahm die Hand, die er leicht drückte. »Darf ich fragen, wie Sie heißen, Doktor?«

»Ja, sicher. Ich heiße Franklin. Dr. Justus Franklin.«

»Beleidigt es Sie, wenn ich sage, dass ich den Namen noch nie zuvor gehört habe?«

»Nein, keinesfalls, Mr. Sinclair. Das ist doch keine Beleidigung, nicht einmal eine Bildungslücke.« Er lachte dabei, ließ meine Hand nicht los und sagte nur: »Le Grand, bitte.«

Die Worte wirkten auf mich wie eine Warnung. Ich wollte herumfahren, meine Hand aus der des Arztes ziehen, aber die war plötzlich zu einer Klammer geworden. Ich schaffte es nicht, mich loszureißen.

Hinter mir grunzte der Henker und schlug zu. Es war ein Hieb, der mich irgendwo am Kopf traf. So scharf und hart, dass er mich glatt von den Beinen haute. Für mich ging die Welt zunächst einmal unter…

***

Obwohl ich die Augen offen hielt, sah ich nur noch die graue, sich bewegende Masse. Wo sie ihren Ursprung hatte, war für mich nicht zu erkennen, jedenfalls in irgendeiner unauslotbaren Tiefe, aus der sie hoch kroch und mich überschwemmen wollte.

Ich hielt den Mund auf, die Bewegungen des Kiefers konnte ich spüren, dann kam die Welle. Ihr Wasser, eiskalt, fast schon schmerzhaft, klatschte in mein Gesicht.

Was ich kaum für möglich gehalten hatte, geschah. Das Wasser schwemmte die graue, dumpfe Masse zur Seite, sie klärte mein Blickfeld, in das sich langsam etwas hineinschob.

Zwei runde Gegenstände, übergroß, dunkel, zitternd und angsteinflößend. Ich schloss die Augen, weil ich nicht mehr hinschauen konnte. Darauf hatte ein anderer nur gewartet. Finger krallten sich in mein Haar und bogen den Kopf zurück.

»Hier wird nicht geschlafen!« fuhr mich die Stimme an. »Hier bestimmen wir!«

Die Hand ließ mein Haar nicht los. Sie wühlte noch kräftiger, noch intensiver und zerrte meinen Kopf nach hinten. Ich wollte es nicht, konnte jedoch nicht anders und stieß einen ächzenden Schmerzenslaut aus.

Ein leises Lachen erklang. »Soll ich weitermachen?« fragte die Stimme nach dem Lachen.

Ich überlegte krampfhaft, wo ich den Sprecher schon gehört hatte, aber es fiel mir nicht ein. Zu meinem engeren Bekanntenkreis jedenfalls gehörte er nicht.

Ich tat ihm den Gefallen und öffnete die Augen. Der Sprecher hatte rechts neben mir gestanden und mich beobachtet. »Es hat doch etwas geholfen«, sagte er.

Diesmal sah ich auch sein Gesicht Nein, es war nicht Dr. Franklin, sondern der Mann, der mich hergeführt hatte, der Henker mit dem Namen Le Grand.

Mein Kopf schmerzte, vor allen Dingen an der Rückseite. Dort hatte mich der Hieb getroffen. Mochte der Teufel wissen, womit dieser Hundesohn zugeschlagen hatte. Wahrscheinlich mit der Handkante.

»Lass ihn!«

Die Stimme erreichte mich von vorn. Als ich hinschaute, schälte sich die Gestalt des Arztes hervor. Dr. Justus Franklin! Jetzt stand er nicht mehr im Dunkeln, denn er hatte eine auf dem Schreibtisch stehende Lampe eingeschaltet, deren Strahl trichterförmig gegen seinen Rücken leuchtete und an ihm vorbeiglitt, so dass ich ihn gut erkennen konnte.

Mir fiel wieder das Bild ein, das ich beim ersten Aufwachen gesehen hatte. Die beiden Kreise, das Dunkel darin. Jetzt wusste ich auch, was ich gesehen hatte. Franklins Gesicht! Die Brille vor den Augen, den Schatten des Bartes darunter. Ja, das war dieser Arzt, der menschliche

Teufel, der irgend etwas erfunden hatte, dessen Namen ich nicht mehr wusste.

Je mehr Zeit verstrich, um so deutlicher klärte sich mein Blick. Ich konnte ihn jetzt gut erkennen. In seinem dunklen Bartgestrüpp bewegten sich die Lippen, er formulierte die ersten Worte, sprach dabei leise, jedoch eiskalt.

»Sinclair, Sie sind ein verfluchter Schnüffler. Ich weiß, dass Sie sich hier eingeschlichen haben, aber ich kann Ihnen versichern, es war ein großer Fehler.«

»Tatsächlich?«

»Und wie, Bulle. Yard-Bulle sogar. Ein verdammter Fehler, denn ich werde an Ihnen mein nächstes Experiment starten, darauf können Sie sich verlassen.«

»Soweit wird es nicht kommen.« Ich hatte Mühe, deutlich zu sprechen, die Schmerzen im Kopf waren nur schwer zu ertragen.

Zudem steckte irgend etwas in meinem Hals.

»Woher nehmen Sie diesen Bullen-Optimismus?«

Ein feiner Mensch war er nicht. Normalerweise sprachen Ärzte nicht das Wort Bulle aus. »Das kann ich Ihnen sagen. Meine Kollegen wissen, wo ich mich befinde. Ich habe es ihnen gesagt.«

»Stimmt das, Le Grand?«

»Nein. Ich habe nichts dergleichen bemerkt. Ich war die ganze Zeit über bei ihm.«

»Bluff!« knirschte er. »Nichts weiter als ein verfluchter Bluff, mit dem Sie mich schocken wollen, Sinclair.«

»Ihr Leibwächter hat nicht alles gesehen«, widersprach ich.

»Ausreden, nichts als Ausreden!« Er streckte zwei Finger vor und legte sie unter mein Kinn. Dabei rückte er noch näher an mich heran. »Fertig werde ich Sie machen – fertig. Schon jetzt sind Sie hilflos, können sich nicht mehr rühren. Spüren Sie nicht die Fesseln, Sinclair? Merken Sie nicht, wie sie in Ihre Haut schneiden?«

Ja, ich spürte sie, aber ich hatte sie bisher ignoriert. Man hatte mich mit den breiten Lederriemen regelrecht umschnürt und mich an der Rückenlehne des Stuhls festgebunden. Da gab es keine Chance, sich aus eigener Kraft zu befreien. Dieser verdammte Henker hatte mich überlistet, nicht ich ihn.

»Wie, Dr. Franklin? Wie wollen Sie es anstellen? Was hat es auf sich mit Ihrer geheimnisvollen Mind-Maschine?«

Seine Finger rutschten von meinem Kinn ab. »Es wundert mich eigentlich, dass Sie nicht selbst darauf kommen. Mind-Maschine – was kann das heißen, Sinclair?«

»Geist vielleicht. Gehirn. Den Begriff kann man sehr weitläufig fassen.«

»Das stimmt genau.« Franklin nickte und machte dabei einen

nachdenklichen Eindruck. »Man kann ihn weitläufig fassen, aber ich habe ihn spezialisiert, und darauf kommt es an. Man muss sich in der heutigen Zeit spezialisieren, alles andere hat keinen Sinn. Angefangen habe ich mit meinen Forschungen als noch junger Mensch, das liegt ungefähr fünfundzwanzig Jahre zurück. Fünf Jahre dauerte es, bis ich meinen ersten Erfolg schaffte. Ich finanzierte mich damals durch meine Klinik in Kalifornien, wo die stressgeplagten Manager und Stars relaxen wollten. Sie erhielten von mir eine besondere Behandlung. Ich gab ihnen, was sie brauchten, ohne dabei mein eigentliches Ziel aus den Augen zu lassen, eben die Mind-Maschine. Und sie erfand ich schließlich. Sie war wunderbar, einfach phänomenal. Ich habe sie als ›Gute Laune zum Aufsetzen‹ bezeichnet, denn sie besteht tatsächlich nur aus einem Helm. Das Material ist Plastik, also nichts Besonderes oder Wertvolles. Doch es kommt auf das Innere an, das allein zählt, denn im Innern befindet sich eine Lampe, deren Strahlen Sonnenlicht simuliert. Wenn jemand den Helm an trüben, regnerischen Tagen aufsetzt, so täuscht dieses Licht dem Gehirn einen Bilderbuchalltag vor. Die Person bekommt eine gute Laune, der Optimismus steigt, die Welt erscheint ihm sehr bald in rosaroten Farben.«

Ich hob die Schultern. »Das ist zwar ungewöhnlich, aber nichts Schlechtes, wie ich meine. Höchstens eine Täuschung, kein Verbrechen, Dr. Franklin.«

»Ich sehe mich nicht als Verbrecher!« erklärte er scharf.

»Sie gestatten, dass ich anders darüber denke?«

»Das interessiert mich nicht, Sinclair. Sie wollen doch mehr hören, oder?«

»Natürlich, reden Sie weiter.«

»Es war die Sonnenseite der Welt, die ich meinen Patienten vorgaukelte. Doch jedes Ding hat zwei Seiten. Wo Licht ist, da fällt auch Schatten. Von jeher haben mich die Schatten in der Welt mehr interessiert als die Sonne. Ich dachte darüber nach, ob man die Mind-Maschine nicht umfunktionieren könnte. Dass meine Patienten nicht nur das Licht erkennen, sondern auch den Schatten, wobei ich an einen ganz besonderen gedacht habe. Einen Schatten, den die Schwarze Magie wirft, die Hölle, wenn Sie so wollen, Sinclair.«

»Das haben Sie geschafft?«

»Ja.« Dr. Franklin lachte. »Stellen Sie sich vor, es gelang mir, die Maschine umzupolen. Die Patienten sahen plötzlich nicht mehr die Sonne, auf sie kamen die gefährlichen Schatten zu und hüllten sie ein. Es war der reine Wahnsinn. Ich jubelte, ich musste mich einfach selbst loben, dass mir diese Umkehr gelungen war. Jetzt hatte ich das erreicht, was ich wollte. Ich konnte die Menschen nach meiner Fasson manipulieren.« Seine Augen begannen zu glänzen. »Na, was sagen Sie dazu?«

»Nichts.«

»Das kann ich mir denken. Aber für mich erfüllte sich ein gewaltiger Traum. Es war der reine Wahnsinn. Ich erlebte, wie ein normaler Mensch zum Mörder wurde, als er den manipulierten Helm trug. Die Mind-Maschine nahm ihm die Hemmungen. Der Patient trug den Helm, ich schickte ihm die Krankenschwester und hatte ihm zuvor die Waffe gegeben. Was soll ich Ihnen sagen, Bulle? Kaum hatte die Schwester den Raum betreten, da feuerte er. Er killte die Schwester, einfach so. Er jagte ihr eine Kugel in die Brust. Ich habe es geschafft, einen völlig normalen Menschen zu beeinflussen.«

»Und darauf waren Sie stolz, wie?« fragte ich bitter. Mir schmerzte der Schädel noch immer, aber ich spürte die Wut in meinem Körper, den heißen Zorn, denn ich hasste es, wenn Menschen zu Mördern gemacht wurden. »Wie schafften Sie es, Franklin?«

»Mit Hilfe schwarzmagischer Kräfte, das sollten Sie bereits aus meinen Worten hervorgehört haben. Der Teufel oder wie immer man das Böse nennen mochte, stand mir zur Seite. Ich hatte Verbindungen zu Killersekten aufgenommen und mir bei ihnen Rat geholt. Sie zeigten mir den Weg ins andere Reich.«

»Dann werden die Opfer, die Ihre Maschine tragen, also zu Mördern?«

»Nein!« erwiderte er voller Überzeugung. »Das ist nicht mehr wahr. So etwas hat es einmal gegeben, aber ich gab mich mit diesem Erfolg nicht zufrieden. Ich wollte noch mehr erreichen und forschte weiter. Das Ergebnis steht hinter Ihnen.«

»Le Grand, der Henker?«

»Ja, er fühlte sich plötzlich als Henker, denn die Maschine holte den Geist dieses Mannes aus dem Jenseits zurück. Er fuhr in den anderen Körper hinein. So kam es, dass der Mensch aus der Gegenwart handelte und reagierte wie derjenige, der in der Vergangenheit gelebt hatte. Na, ist das nicht ein Erfolg gewesen?«

»In der Tat. Sie werden allerdings verstehen, dass ich mich darüber nicht freuen kann.«

»Das glaube ich Ihnen, Sinclair, aber andere freuen sich. Ich stehe zudem erst am Beginn meiner Pläne. Ich musste leider aus den Staaten verschwinden und habe mich nach England abgesetzt. Die Atmosphäre hier finde ich für meine Arbeit besser. Mit Le Grand und einem weiteren Mann, der sich als Napoleon sieht, habe ich den Anfang gemacht. Andere werden folgen. Stellen Sie sich mal vor, was geschieht, wenn jemand als blutrünstiger Kaiser Caligula erscheint oder als Nero, der noch einmal damit beginnt, Rom in Flammen zu setzen. Denken Sie mal darüber nach, Sinclair.« Er wurde richtig euphorisch.

»Soweit ist es noch nicht, Franklin.«

»Stimmt, doch es wird nicht mehr lange dauern, weil ich gewisse Störfaktoren ausschalten werde. Dazu gehören Sie, Sinclair. Ich könnte es mir leicht machen, eine Waffe hervorholen und Ihnen eine Kugel in den Kopf schießen.«

Er redete nicht nur von der Waffe, er holte tatsächlich einen Revolver hervor und zielte auf meine Stirn. Dabei kam er dann näher und presste die Mündung genau zwischen meine Augen. »Na, wie fühlen Sie sich jetzt, Bulle?«

»Nicht unbedingt gut, aber ich kenne das. Sie sind nicht der erste, der es versucht.« Der Druck war schlimm, denn meine Kopfschmerzen wurden stärker.

Inmitten des Bartgestrüpps bewegten sich seine Lippen. »Wie Sie sicherlich gehört haben, sprach ich im Konjunktiv. Ich könnte, aber ich werde es nicht tun.« Er zog die Waffe wieder zurück.

»Soll ich mich dafür bedanken?«

Franklin lachte. »Das wäre, ehrlich gesagt, zu früh. Nein, nicht bedanken, denn Sie wissen nicht, was ich mit Ihnen vorhabe. Eine Kugel wäre zu gnädig. Ihr Leben soll nicht verlöschen, ich möchte es einfach ändern.«

»Und wie bitte?«

»Stellen Sie sich nicht so an, das wissen Sie genau.« Seine nächsten Worte galten Le Grand. »Hol den Helm, Henker, dann sehen wir weiter.« Le Grand ging. Seine Schritte waren kaum zu hören, als er im Hintergrund des Raumes verschwand. Dr. Franklin drehte sich um und blickte dem ihm treu Ergebenen nach.

Das gab mir die Zeit, mir Gedanken über mein eigenes Schicksal zu machen, das nicht gerade rosig aussah. Die Fesseln saßen dermaßen stramm, dass ich sie unmöglich würde lösen können. Sie umschlangen meinen Körper wie Bänder, pressten die Arme sehr eng und verdammten mich zur Bewegungslosigkeit.

Da hockte ich nun, ohne mich wehren zu können. Als Gegner hatte ich nicht nur Dr. Franklin, sondern auch Le Grand und natürlich die verdammte Maschine.

Ein Helm, mehr nicht. Vielleicht nur ein Motorradhelm, aber mit einem verdammt brisanten Inhalt, das stand fest. Ich glaubte nicht daran, dass der Mann gelogen hatte.

Dr. Franklin und ich warteten. Nach einer Weile wurde die Stille wieder unterbrochen. Le Grand kehrte zurück. Er setzte seine Schritte jetzt anders als beim Weggehen. Sie kamen mir langsamer und gleichzeitig stolzer vor, wie bei einem Menschen, dem eine besondere Aufgabe zugeteilt worden war.

Wie ein Schatten erschien er innerhalb der blassen Lichtglocke und blieb neben seinem Herrn und Meister stehen. Den Helm trug er wie auf einem Tablett, auf dem eine wertvolle Kugel lag. Wertvoll sah er

schon aus, denn seine kugelartige Oberfläche zeigte einen goldenen Anstrich. Ansonsten unterschied er sich äußerlich nicht von einem Motorradhelm. Sogar der Lederriemen war vorhanden, der den Helm unterhalb des Kinns festhielt.

Dr. Franklin ließ mir Zeit. »Sehen Sie ihn sich an, Sinclair. Sie werden ihn bald spüren.«

»Sicher.«

»Eigentlich unterscheidet er sich kaum von einem Motorradhelm, wenn da nicht eine gewisse Kleinigkeit wäre.« Auf sein Kopfnicken hin drehte Le Grand den Helm. »Schauen Sie, Sinclair, an der linken Seite befindet sich ein Knopf, der in zwei Richtungen verstellt werden kann. Man kann ihn nach rechts knipsen, wahlweise auch nach links.«

Ich nickte. »Was geschieht, wenn Sie ihn nach rechts knipsen?«

»Dann werden Sie die Freude erleben. Da beginnt die eingebaute Lampe zu strahlen und wird ihr Gehirn mit Sonnenlicht ausfüllen, so dass Sie nur positiv denken.« Franklin lächelte böse, bevor er seine Erklärungen fortsetzte. »Knipsen Sie ihn aber nach links, so wird genau das Gegenteil von dem eintreten. Dann werden Sie manipuliert und sorgen dafür, dass der Geist derjenigen Person aus dem Jenseits zurückgeholt wird, der für Sie bestimmt ist.«

»Bei Ihrem Diener war es Le Grand.«

»Sicher.«

»Bei dem anderen Napoleon?«

»Genau.«

»Welche Feindgeister haben Sie noch unterwegs, Franklin?«

»Keinen mehr.« Er grinste jetzt. »Das dritte Opfer werden Sie sein, Sinclair.«

»Aha.«

»Nehmen Sie es nicht zu locker, Bulle. Sie werden mit dem Geist eines längst Verstorbenen konfrontiert werden, der damals Angst und Schrecken verbreitet hat.«

»Da bin ich aber gespannt.«

Franklin blieb gelassen und überhörte meinen Spott. »Das können Sie auch sein. Ich habe mir eine besondere Person für Sie ausgesucht. Den Knight of Gorman.«

Ich runzelte die Stirn und schüttelte leicht den Kopf. »Ehrlich gesagt, ich habe mich ein wenig für Geschichte interessiert, aber einen Herrn dieses Namens kenne ich nicht.«

»Schade. Für mich war er bedeutend. Er herrschte auf einer Kanalinsel, die es leider nicht mehr gibt. Diese Insel hieß Gorman, sie wurde irgendwann von einer Flutwelle zerstört oder explodierte. Aber die Erinnerung ist geblieben. Der Knight of Gorman hat seine Spuren hinterlassen, wenn er die Ausflüge auf die Mutterinsel unternahm. Die Menschen fürchteten ihn, sie gaben ihm einen Kampfoder Spitznamen.

Sie nannten ihn nur Ritter Tod!«

Die letzten beiden Worte sprach er besonders hart aus. Er lauerte auf eine Reaktion meinerseits, nur tat ich ihm den Gefallen nicht.

Auch dieser Name war mir kein Begriff. Von einem Ritter Tod hatte ich nie zuvor gehört. »Sorry, dass ich Sie enttäuschen muss, Franklin, aber damit kann ich nichts anfangen.«

»Noch nicht!« Er lächelte.

»Und Sie meinen, dass ich, wenn ich den Helm auf dem Kopf habe, mich in den Ritter Tod verwandle?«

»Ja.«

»Soll sein Geist aus der Hölle kommen und in meinen Körper hineinfahren?«

»Richtig.«

»Er war gefürchtet, wie Sie sagten?«

»Und wie man ihn fürchtete. Er gehörte zu den absolut Grausamen, denn er kannte keine Gnade, kein Pardon. Wo er auftauchte, hinterließ er eine Spur des Schreckens. Er säte den Tod und erntete die Früchte des Schreckens. Der Name Ritter Tod wurde ihm nicht grundlos gegeben, darauf können Sie sich verlassen.«

»Es sieht so aus.«

»Und dieser Ritter wird durch Sie wieder auferstehen und die Gegend unsicher machen.«

»Das wird ihm heute kaum gelingen, Franklin.« Ich lachte sogar.

»Stellen Sie sich vor, der Ritter erscheint in London, um Tod und Schrecken zu verbreiten. Nein, das klappt nicht. Da würden ihn die ersten Polizisten vom Pferd schießen.«

»Das ist dann Ihr Pech. Wenn Sie der Ritter sind, werden Sie auch so handeln müssen wie er. Damals hat er seine Feinde besiegen können. Wie es heute damit steht, weiß ich nicht. Die Zeiten haben sich geändert, und es fragt sich, ob sich der Ritter Tod auch so anpassen kann. Jedenfalls ist es einen Versuch wert.«

»Wie würde ich dann wohl aussehen?«

Franklin lachte leise. »Auch das kann ich Ihnen zeigen.« Er wandte sich wieder an Le Grand und gab ihm den Befehl, den Kopf einer Lampe so zu drehen, dass der Strahl bis gegen die Wand fiel.

Ich verfolgte ihn mit meinen Blicken, und meine Augen wurden groß. Gleichzeitig bildete sich in meinem Nacken eine Gänsehaut, denn dort an der Wand hing tatsächlich ein Gemälde des Ritters.

Es zeigte eine stolze Gestalt, eingehüllt in eine Rüstung, gestützt auf den Griff des mächtigen Kampfschwerts, dessen Spitze er gegen den Boden gestemmt hatte. Einen Helm trug der Ritter nicht. Ich konnte sein Gesicht sehen und auch das blonde Haar, das sich auf seinem Kopf ausbreitete. Hatte das Gesicht eine gewisse Ähnlichkeit mit dem meinen? Es war schwer zu sagen, jedenfalls stimmte die Haarfarbe.

Die Rüstung umgab seinen Körper wie ein mächtiger Panzer.

Darin sah er ast unbesiegbar aus. Der Mund zeigte Willensstärke und auch ein gewisses Maß an Brutalität.

»Wie gefällt er Ihnen?«

»Nun ja, dafür, dass er schon eine Weile tot ist, sieht er recht passabel aus.«

Dr. Franklin lachte. »Ich wundere mich, dass Sie Ihren Humor noch nicht verloren haben.«

»Das liegt in der Natur der Sache.«

»Ritter Tod hatte keinen Humor. Der kannte das Lachen nur in Verbindung mit dem Töten und seinen Grausamkeiten, wenn Sie verstehen, was ich damit meine.«

»So ungefähr.« Ich schaute wieder auf den Helm. »Wenn er auf meinem Kopf sitzt, werde ich mich also in diesen Ritter Tod verwandeln und durch die Gegend reiten.«

»Das habe ich schon gesagt.«

»Mit oder ohne Mind-Maschine?«

»Ohne.«

»Das ist mir neu. Dann werden Sie mir das Ding also abnehmen?«

»Natürlich, ich brauche sie noch. Wenn die Verwandlung abgeschlossen ist, können Sie sich frei bewegen. Sie werden der Ritter sein und das tun, was damals…«

»Ritter haben Pferde…«

»Keine Sorge, dafür ist gesorgt. Ich bin gespannt, was man in London sagen wird, wenn Sie durch die Straßen reiten. Man wird zuerst lachen, dann aber zu anderen. Mitteln greifen und versuchen, Sie zu töten. In der Zwischenzeit habe ich schon das nächste Opfer auf dem Stuhl sitzen und werde den Geist des Caligula in einen Körper fahren lassen, so dass eine weitere Irritation vorprogrammiert ist.« Franklin rieb seine Hände. »Ich glaube fest daran, alles richtig gemacht zu haben. Es ist wunderbar für mich gelaufen.«

»Nun ja, wenn Sie meinen.«

»Immer.«

Ich hatte herauszufinden versucht, ob man mir die Waffen gelassen hatte. Den seitlichen Druck der Beretta spürte ich nicht mehr, aber das Kreuz war noch da.

Mein Talisman, mein Beschützer. Ich glaubte kaum, dass der Geist des Ritters in meinen Körper fahren würde, wenn mich das Kreuz beschützte. Deshalb sah ich der nahen Zukunft relativ gelassen entgegen und war sogar gespannt auf die Verwandlung.

Mein Optimismus war nicht von Dauer, denn Franklin trat lächelnd auf mich zu und erklärte, dass ihn etwas störte.

»Was denn?«

»Ihr Talisman, Sinclair.«

Ich hatte versucht, mich zu beherrschen und keine Reaktion zu zeigen, was mir leider nur unvollkommen gelang, denn Franklin sah mein leichtes Zusammenzucken und wusste Bescheid.

»Pech, Sinclair, Pech für Sie. Das Kreuz hätte wirklich einiges verändern können, aber ich gehöre zu den Menschen, die nicht gern Risiken eingehen. Ich nehme es Ihnen sicherheitshalber ab, Sie brauchen es sowieso nicht mehr, glauben Sie mir.«

»Es kann gefährlich werden, wenn das Kreuz in falsche Hände gerät«, warnte ich ihn.

Er ließ sich nicht beirren. »Meine Hände sind genau richtig.« Er profitierte davon, dass ich mich nicht bewegen konnte, trat neben mich und fand die schmale Kette. Zwar hinderten ihn die straff gespannten Fesseln, trotzdem gelang es ihm durch ruckartige Bewegungen, das Kreuz von meiner Brust zu entfernen. Als er es in der Hand hielt, ließ er es triumphierend vor meinem Gesicht baumeln.

»Na, wie gefällt Ihnen das, Sinclair?«

Ich schwieg. Meine Gedanken rasten. Dass Dr. Franklin das Kreuz hatte anfassen können, bewies mir eins. Er gehörte nicht zur Kaste der Dämonen, sondern war ein normaler Mensch geblieben, der sich leider den Mächten der Finsternis verschrieben hatte.

Wie sollte ich mich als Gefesselter wehren? Die Formel rufen und das Kreuz aktivieren? Das wäre möglicherweise eine Chance gewesen, sicher konnte ich dabei jedoch nicht sein.

Dr. Franklin ließ sich Zeit, denn er schaute sich das Kreuz mit eingravierten Zeichen genau an. »Wollen Sie mir nicht erklären, was sie bedeuten?«

»Nein.«

»Ich werde es noch herausfinden, glauben Sie mir. Dann wird es mir dienen und nicht Ihnen.«

Diese Worte hatten mich gewarnt. Ich würde die Formel nicht rufen, denn er sollte den Text nicht behalten.

Das Kreuz legte er auf seinen Schreibtisch und erklärte mir, dass sich dort auch meine Beretta und der Dolch befänden. »Sie haben hier einen guten Platz gefunden«, sagte er zum Schluß. Dann trat er wieder vor und nickte dem Henker zu. »Ich glaube, wir sollten ihn nicht länger im unklaren lassen. Geh hin und setze ihm den Helm auf!«

»Ja, Doktor!« Le Grand gab die freudige Antwort. Sie bewies mir, dass er lange darauf gewartet hatte, endlich aktiv werden zu können. Er brauchte nur zwei kleine Schritte zu gehen, um mich zu erreichen, und blieb dicht hinter mir stehen.

Ich konnte seinen Schweiß riechen und hörte auch den hechelnden Atem des Henkers. Im nächsten Augenblick berührte etwas meinen Kopf. Leicht streifte es über mein Haar.

Dann drückte er den Helm nieder.

Er war so gebaut, dass er wohl auf zahlreiche Köpfe passte, auch meiner bildete da keine Ausnahme. Zwar klemmte er etwas an den Ohren, durch den ungewohnten Druck verstärkten sich zudem die Schmerzen in meinem Kopf, aber sehr bald schon saß er fest, und Franklin persönlich kümmerte sich darum, den Riemen unter meinem Kinn festzuzurren, damit der Helm auf keinen Fall abrutschen konnte.

Er nickte zufrieden, ging zurück und sagte: »Er steht Ihnen, Sinclair, wirklich.«

Ich hörte seine Stimme, obwohl die Ohren nicht frei lagen. »Was haben Sie jetzt vor?« fragte ich, und meine Stimme hörte sich ziemlich dumpf an.

»Ich werde ihn einschalten.«

»In welche Richtung?«

»Ich bin kein Unmensch, Bulle. Zunächst stelle ich den Knipser nach rechts, damit Ihre trüben Gedanken vergehen. Sie werden erleben, wie es ist, wenn die Sonne die Dunkelheit durchbricht und Ihnen den Optimismus und den Frohsinn zurückgibt. Sie werden Wunderbares erleben, glauben Sie es mir. Ich habe die Geschichten von Zeugen sehr genau gehört.« Er lachte laut und breit. »Dann aber, wenn ich meine, dass es reicht, stelle ich den Schalter um, und Sie werden genau meine neueste Erfindung kennen lernen und zu spüren bekommen.«

Ich konnte nichts dagegen tun, musste zusehen, wie er seinen Arm ausstreckte, und glaubte sogar, ein leises Klicken zu hören, das an der Außenhaut entstanden war.

Jetzt funktionierte der Helm. Ich hörte ein leises Summen, verkrampfte innerlich und wartete auf die erste Veränderung, die schon Sekunden später eintrat.

War ich vorhin noch sehr pessimistisch gewesen, so änderte sich dies überraschend schnell. Die von Franklin angesprochene Lampe hatte ihren Betrieb aufgenommen und war dabei, die Energie oder das Sonnenlicht zu verstrahlen.

Alles, was recht war, diese Erfindung hatte es in sich und war sicherlich außergewöhnlich, wenn sie in den richtigen Händen blieb.

Man spricht so oft von rosaroten Welten oder herrlichen Zeiten ohne Probleme. Das blieb bei mir keine Theorie, ich erlebte es in der Realität. Es war ein Phänomen, wie mein Pessimismus verschwand, sogar die Schmerzen mitriss und mein Gehirn vom Sonnenlicht durchflutet wurde, das sich auf meinen seelischen Zustand ungemein positiv auswirkte.

Ich saß unter dem goldfarbenen Helm und lächelte. Dabei spürte ich selbst das Zucken der Lippen, wie sich die Mundwinkel bewegten, wie Freude in mir aufstieg und sich zu einem Gefühl der Euphorie steigerte. Eine Wolke, die mich umfing, anhob und weiter in Sphären trug, die bereit waren, mich aufzunehmen.

Probleme? Was war das? Ich kannte keine Probleme mehr. So etwas hatte das Sonnenlicht oder die Energie von mir fortgewischt.

Ich dachte jetzt positiv und sah die Welt in einem freundlichen Licht.

Nicht nur meine innerhalb des Helms, selbst die außen vorstehende, in der sich Dr. Franklin aufhielt, kam mir nicht hinterhältig und böse vor. Ich lächelte ihm zu. Er nickte und lächelte zurück.

Wir schauten uns an wie zwei gute Freunde, die sich nach langer Trennung wieder begrüßten.

Die Fesseln saßen nach wie vor sehr stramm. Es machte mir nichts mehr aus, weil sich mein Inneres gewandelt hatte und ich die Welt mit positiven Augen betrachtete.

Dr. Franklin zog sich einige Schritte zurück. Er schuf damit Platz für den Henker, der seine Stelle einnahm. Le Grand hatte kein freundliches Gesicht aufgesetzt, finster blickten seine Augen in mein Gesicht, als wollten sie dort maßnehmen.

Noch immer erreichten mich die positiven Gedankenströme. Die Hektik des normalen Alltags verflog, ich dachte darüber nach, wie ich die Probleme sorgenfrei angehen konnte, ohne sie allerdings im einzelnen zu kennen. Meine Gedanken wurden dabei in eine mehr globale Richtung geführt.

»Wie geht es Ihnen, Sinclair?« flüsterte Franklin.

Ich gab eine ehrliche Antwort. »Gut, mir geht es wirklich gut. Ich fühle mich wohl.«

»Das freut mich sehr.« Er strich durch seinen Bart. »Alle haben so reagiert wie Sie, Sinclair. Sie alle waren hellauf begeistert. Sie wollten nicht mehr weg und die Mind-Maschine immer auf dem Kopf behalten. Leider ist das nicht möglich, jedenfalls nicht in der Form. Ich habe Ihnen ja gesagt, dass sie sich umstellen lässt.«

»Ach ja?«

»Können Sie sich nicht erinnern?«

»Nein. Vielleicht will ich auch nicht. Ist es schlimm, wenn Sie die Maschine umstellen?« Meine gute Laune war dermaßen stark geworden, dass ich an negative Folgen nicht mehr dachte.

»Ich erzählte Ihnen von Ritter Tod, Sinclair!«

»Den kenne ich nicht.«

»Ja, das weiß ich, aber Sie werden ihn sehr bald kennen lernen.«

Franklin lachte hart auf. Aus dem Gelächter war seine wilde Vorfreude herauszuhören. »Das ist der Triumph!« lobte er sich selbst. »Das ist der absolute Triumph.«

Selbst seine für mich negativ anmutende Freude wirkte ansteckend auff mich, denn ich lachte mit. Auch dann noch, als sich das Gesicht des teuflischen Doktors verzerrte, die Augen düster glühten und er Anstalten traf, meine Freude zu beenden.

»Ich werde jetzt umschalten, Sinclair. Ich werde es gleich tun,

verstehen Sie?«

»Aber weshalb?« lachte ich. »Mir geht es gut. Ich könnte Bäume ausreißen.«

»Das werden Sie auch, Sinclair. Nur anders, als Sie es sich vorgestellt haben. Jetzt spielen wir nach meinen neuen Regeln, die mir die Hölle diktiert hat.«

Er beugte sich vor, streckte dabei den rechten Arm aus und zielte nach meinem Helm. Gleichzeitig gab er Le Grand ein Zeichen. Zu reden brauchte der Arzt nicht. Er und sein Diener verstanden sich blind.

Le Grand trat hinter mich und machte sich an meinen Fesseln zu schaffen, die sehr schnell fielen. Sie mussten im Rücken durch Schnallen gehalten werden. Ich hörte noch das Klicken, dann war ich frei. Ich wollte mich aufrichten, durch das Lösen der Bänder konnte das Blut wieder normal zirkulieren, was an gewissen Stellen etwas schmerzte. Der Schwindel erfüllte für einen Moment meinen Kopf und machte mich benommen. Ich spürte den Druck des Helms, sah mich nach vorn fallen, blieb trotzdem hocken, da ich mich festklammern konnte und außerdem gehalten wurde, denn Dr. Franklin hatte seine linke Handfläche gegen meinen Helm gelegt und hielt mich fest.

Um den Schalter umzustellen, brauchte er nur seinen Daumen zu bewegen.

»Passen Sie jetzt gut auf, Bulle! In der nächsten Zeit werden Sie die andere Seite der Mind-Maschine kennen lernen.« Er hatte das letzte Wort kaum gesprochen, da legte er den Schalter um. Ich vernahm noch das leise Knacken. Es hörte sich meilenweit entfernt an.

Dann geschah es.

Brutal wurde die Schönheit des Augenblicks zerstört. Die herrliche, die optimistische Welt verschwand radikal, sie wurde von der anderen zur Seite geschoben, die aus einer grauenhaften Tiefe in die Höhe stieg und mich überschwemmte.

Jetzt wurde ich zu einem Spielball der Mächte und geriet hinein in das Grauen der Mind-Maschine…

***

Ein Sturm schien mich gepackt zu haben. Ich hielt die Augen weit offen, weil ich Dr. Franklin und seinen Helfer sehen wollte. Es gelang mir nicht, denn zwischen uns schoben sich wabernde Wände.

Die verdichteten und veränderten sich, stießen schließlich wie ein Strudel auf mich zu und drangen in mein Gehirn ein, das sie regelrecht überspülten.

Ich hatte bemerkt, dass da etwas Unheimliches auf mich einstürmte. Ich hatte mich auch wehren wollen, nur hatte es keinen Sinn gehabt. Ich war für gewisse nicht erklärbare Dinge offen wie ein Scheunentor,

und so konnte der Austausch stattfinden.

Er begann in meinem Gehirn. Dr. Franklin hatte von einer Gestalt mit dem Namen Ritter Tod gesprochen. Ich hatte damit nichts anfangen können, was sich allerdings änderte, denn mein eigenes Ich löste sich auf. Im gleichen Maße tauchte das andere Ich, der Geist des Ritter Tod in mich ein und füllte den leeren Platz aus.

John Sinclair gab es nicht mehr, ich war jetzt der Knight of Gorman, auch Ritter Tod genannt.

Ein Kraftstrom erfasste mich. Ich empfand ihn als Brausen, das auch meinen Kopf erreichte. Ich spürte andere Gedanken in mir, die nichts mit Menschlichkeit oder Erbarmen zu tun hatten. Das Gegenteil davon war eingetreten. Für mich zählte allein das Recht des Stärkeren, das ich mir unter allen Umständen nehmen wollte. Da gab es kein Wenn und Aber, kein Hin und Her, der Weg war genau vorgezeichnet.

Das Recht des Stärkeren! Sich mit Gewalt und Mord nehmen, was man wollte und was anderen gehörte. So dachte der Ritter Tod, so dachte ich.

»Wer bist du?« Die flüsternde Stimme des Dr. Franklin erreichte mich, als käme sie aus einer anderen Welt.

»Ich bin der Knight of Gorman.«

»Gut, sehr gut. Die Menschen fürchten dich, Knight. Welchen Namen haben sie dir gegeben?«

»Ritter Tod!«

»Bravo, bravo.« Franklin konnte sich ein Lachen nicht verkneifen.

»Ist er nicht gut?« wandte er sich an den Henker. »Ist er nicht hervorragend? Hat meine Maschine nicht exakt reagiert?«

Le Grand nickte nur. Er hielt sich in einer respektablen Entfernung auf, als hätte er Angst vor mir.

»Bevor du aufstehst, werde ich dir die Mind-Maschine vom Kopf nehmen«, erklärte mir der Arzt. »Sie hat auch bei dir ihre Pflicht getan, wie sie noch bei vielen anderen ihren Dienst erfüllen wird. Du kannst gehen, du kannst das Haus verlassen, deine Rüstung steht bereit, dein Pferd ebenfalls. Du wirst die alten Stätten aufsuchen, an die du dich wieder erinnern wirst, du wirst dort das tun, was man von dir verlangt, wobei du deinem Kampfnamen alle Ehre machen wirst. Hast du mich verstanden?«

»Ja!«

Dr. Franklin trat dicht an mich heran. Er schaute mir noch einmal ins Gesicht. Das Wissen, es geschafft zu haben, leuchtete in seinen Augen. Die Lippen zeigten das kalte Lächeln, dann streckte er seine Arme aus und legte die Handflächen gegen meinen Helm. Zuvor hatte er den Lederriemen gelöst.

»So!« sagte er und befreite mich von der Mind-Maschine. Ich brauchte sie nicht mehr. Auch ohne sie war ich der Knight of Gorman,

den man Ritter Tod nannte.

Ich hörte mich schnaufend atmen, in meiner Kehle entstand ein knurrender Laut, dann stemmte ich mich ab und drückte meinen Körper in die Höhe. Kerzengerade blieb ich vor dem Stuhl stehen, in einer Haltung, die sich für einen Ritter geziemte.

»Ja, ich bin stolz auf dich!« flüsterte Franklin. »Ich bin sehr stolz auf das, was ich geleistet habe.« Er schnickte mit den Fingern. »Und nun komm mit, ich habe etwas für dich.«

Es machte mir nichts aus, ihm zu folgen. Schließlich wusste ich, dass er es gut mit mir meinte.

Um Le Grand kümmerte ich mich nicht. Der Henker blieb allein zurück, Wir dagegen schritten einen bestimmten Weg, der uns aus dem Raum führte.

Die Tür hatte schon die Breite eines Tores. Mit etwas steifen Schritten ging ich hinter dem Arzt her, der es eilig hatte und auf eine Treppe zustrebte.

Durch die hohen Fenster fiel Tageslicht. Die Sonnenstrahlen verteilten sich auf den Scheiben und veränderten diese zu einem funkelnden Lichtermeer. Ich schaute hin. Dahinter lag eine andere Welt, dort befand sich das Äußere, die Welt, in die ich bald eintreten würde. Ich freute mich darauf. In meinem Innern steckte die alte Kraft und wurde immer stärker.

Ich nahm nichts wahr, kümmerte mich um keine Einrichtung, sondern schritt tiefer und tiefer in das Haus hinein, um endlich zu einem Ziel zu gelangen.

Dr. Franklin öffnete mir mehrere Türen. In den Räumen lag die Hitze, als würde sie von den Wänden festgehalten. Dann erreichten wir unser Ziel. Meine Augen wurden groß, als ich die Rüstung sah, die dort für mich stand. Eine Rüstung, ein Schwert, ein Schild, selbst den Helm hatte man nicht vergessen.

»Alles gehört dir, Ritter Tod!« erklärte Dr. Franklin mir. »Geh hin und lege die Rüstung an!«

Das tat ich. Ich ließ meine übrige Kleidung an, was keine Schwierigkeiten beim Anlegen der Rüstung machte. Dabei wunderte ich mich, wie leicht es mir gelang, das eiserne ›Kleid‹ anzulegen. Zudem half mir Dr. Franklin dabei. Sogar den Helm setzte ich auf, klappte das Visier allerdings in die Höhe, weil ich sehen wollte, wohin ich ging.

Zum Schluß legte ich meine Waffen an. Ich nahm das schwere Schwert und den Schild und ging die ersten Schritte mit der Rüstung spazieren. Es war nicht einfach. Als John Sinclair wäre ich bestimmt gefallen, nicht als Ritter Tod. Er wusste, wie man sich in einer Rüstung zu bewegen hatte, und konnte in ihr gehen.

Weit führte mich Dr. Franklin nicht. Er öffnete eine schmale Tür, so

dass ich einen Stall betreten konnte. Da stand das Pferd!

Ein starkknochiger Brauner, der ein schweres Gewicht tragen konnte. Die Decke hing weit unter dem Sattel hervor, das Tier schnaufte, scharrte unruhig mit den Hufen. Man hatte es an einem aus der Wand ragenden Eisenring festgebunden.

»Steig auf, Ritter Tod!«

Den Befehl hätte man mir nicht zu geben brauchen. Das Tier wusste genau, wie es sich zu verhalten hatte. Es rührte sich nicht, als Le Grand einen Tritt an seine Seite stellte, so dass ich in meiner sperrigen und unbequemen Rüstung aufsitzen konnte.

Ich fasste nach den Zügeln. Meine Hände steckten in Handschuhen, die jedoch mit eisernen Stulpen versehen waren, damit meine unteren Armgelenke geschützt wurden.

Ich hielt die Zügel noch stramm. Von unten her schaute Franklin mich an. »Wunderbar!« flüsterte er. »Die Vergangenheit lebt, Ritter Tod ist wieder unterwegs. Es gibt den Geist des Polizisten John Sinclair nicht mehr in seinem Körper. Der Austausch ist perfekt durchgeführt worden. Du bist jetzt ein anderer, du bist der Knight of Gorman. Ich, Dr. Franklin, verneige mich sogar vor dir.«

Er lachte dabei auf und schritt rückwärts, weil er die Stalltür öffnen wollte. Sie kratzte über den Boden. Helles Sonnenlicht flutete in den Stall und vertrieb die Düsternis.

Ich ritt an. Ohne dass ich ihm einen Blick zugeworfen hätte, passierte ich den Erfinder der Mind-Maschine.

Sekunden später hatte ich den Stall verlassen. Nun war eingetreten, was Dr. Franklin hatte erreichen wollen. Ritter Tod war unterwegs.

***

Napoleon hatte auch auf der Fahrt seine Haltung nicht verändert.

Er hockte steif neben Suko, blickte mit starren Augen durch die Scheibe, gab nur hin und wieder knappe Anweisungen, wie Suko seinen BMW zu fahren hatte. Ansonsten hielt er sich vornehm zurück und versuchte, in seinem Verhalten dem großen Vorbild Napoleon nachzueifern. So etwas war eigentlich zum Lachen, etwas für einen Witzfilm, doch Suko wusste durch den Henker Le Grand, dass daraus tödlicher Ernst werden konnte.

Die City of London lag hinter ihnen. Sie rollten durch keine von der Sonne aufgeheizten Häuserschluchten mehr. Es war ländlich geworden. Wiesen, Felder, hin und wieder ein Stück Wald, das sich von der grünen Fläche wie eine Insel abhob.

Kleine Orte mit wenig Verkehr. Über allem lag der blaue Sommerhimmel, manchmal von langen Wolkenstreifen bedeckt.

In dieser Umgebung versteckten sich auch die Herrenhäuser auf parkartigen Grundstücken, beschattet von den mächtigen Kronen alter

Bäume.
Suko hatte bemerkt, dass sein Beifahrer unruhig geworden war.
Er schaute des öfteren aus dem Fenster, nickte vor sich hin, als wollte er sich selbst bestätigen, und fuhr sich einige Male mit der flachen Hand über Stirn und Wangen.
»Wie weit ist es noch?«
Napoleon hob die Schultern. »Nicht mehr lange. Wir können sogar auf der Straße bleiben.«
»Das ist gut.«
Lange Hecken säumten die Fahrbahn. Sie passierten ein Gehöft und überholten einen Traktor, auf dem ein noch sehr junger Fahrer hockte. Der Weg beschrieb eine Rechtskurve, in die Suko den BMW mit normaler Geschwindigkeit hineinlenkte. Hinter der Kurve öffnete sich ihnen der Blick. Suko sah auf der anderen Seite und noch relativ weit entfernt die Mauern eines Hauses, die auch von den Bäumen nicht völlig verdeckt werden konnten.
»Das ist es«, sagte Napoleon. Der Anblick des Hauses hatte ihn verändert. Er saß nicht mehr so still, bewegte seine Hände über den Stoff der Hosenbeine und hielt den Kopf leicht vorgebeugt. Der Dreispitz auf seinem Schädel saß dort, als wäre er angeklebt worden.
Suko nickte. »Gibt es eine Zufahrt?«
»Ja, man kann bis vor das Haus fahren. Es gibt auch eine breite Treppe.«
»Wie schön.« Der Inspektor war vom Gas gegangen. Er kannte sich aus, was gewisse Kliniken anbetraf. Oft genug hatten Spuren ihrer Fälle in derartige Häuser geführt. Dieses hier verwunderte ihn. Das sah überhaupt nicht nach einer Klinik oder einem Krankenhaus aus. Es lag vor allen Dingen an der Leere. Wenn schon ein Park, dann hielten sich bei einem Wetter wie diesem dort normalerweise die Patienten auf. Hier lag er menschenleer unter den Strahlen der Sonne.
Von der Straße führte ein Weg ab. Suko rollte noch langsamer dahin. Er hielt die Augen verengt. Der Blick schweifte über das gepflegt wirkende Grundstück vor dem mächtig wirkenden Herrenhaus.
Keine Bänke, keine Ruheinseln. Der glatte Rasen, die Bäume, einige Beete, das war alles.
»Macht einen verlassenen Eindruck«, sagte er zu seinem Mitfahrer. »Sind Sie sicher, dass wir Ihren Dr. Franklin hier finden können?«
»Das bin ich.«
»Okay, dann weiter.« Suko wollte auf das Gaspedal tippen, um dem BMW noch einmal Schwung zu geben, als sich in den folgenden Sekunden einiges veränderte.
Es lag an der Gestalt, die an der Westseite des Herrenhauses aufgetaucht war. Ein Reiter, wie Suko und Napoleon erkennen konnten. Eigentlich nichts Unnormales in einem Gelände wie diesem.

Dennoch gab es da etwas, das den Inspektor störte. Dieser Reiter glänzte, als würden sich die Sonnenstrahlen auf seiner Gestalt spiegeln. Das irritierte Suko gewaltig. Er wandte sich an Napoleon.

»Kennen Sie den Reiter, Meister?«

»N – nein.«

Der Mann auf dem Pferd – oder war es sogar eine Frau? – musste den anfahrenden Wagen gesehen haben. Er kümmerte sich nicht darum und behielt seine Richtung bei. Das große Pferd hatte an seinem Reiter schwer zu tragen. Es bewegte einige Male den Kopf, ohne allerdings zu bocken, zudem wurde es kurz gehalten.

Plötzlich wusste Suko, weshalb der Reiter so unnatürlich glänzte.

Der trug keine normale Kleidung, sondern steckte in einer Ritterrüstung!

Ein Scherz?

Suko fuhr noch ein Stück weiter. Er kümmerte sich nicht darum, dass die breiten Reifen eine Spur in den Rasen zogen, er wollte sich die Gestalt aus der Nähe ansehen. Dabei wirbelten Gedanken durch seinen Kopf. Einmal hatten sie den Henker erlebt, neben ihm hockte jemand, der sich für Napoleon hielt, und jetzt begegnete ihnen tatsächlich eine mittelalterliche Gestalt. Das passte nicht zusammen, wenigstens nicht beim ersten Hinschauen, und trotzdem gab es da eine Logik.

Drei verschiedene Gestalten, dreimal musste die Mind-Maschine zum Einsatz gekommen sein, um normale Menschen zu verwandeln. Aber wer verbarg sich hinter der Rüstung?

»Verdammt«, knurrte Suko, »das muss ich mir ansehen.« Er dachte plötzlich an seinen Freund John Sinclair, der schließlich den gleichen Weg gefahren war.

Aber von John sah er nichts, nicht einmal den Rover, der hier irgendwo hätte stehen müssen.

Er kurbelte das Lenkrad um eine Idee nach links und schlug wieder eine andere Richtung ein. Nun fuhr er mit dem BMW quer über den heiligen Rasen. Wenn er die Richtung beibehielt, würde er nach kurzer Zeit genau auf den Reiter treffen.

Der Ritter traf keinerlei Anstalten, seinen einmal eingeschlagenen Weg zu ändern. Das Pferd geriet in den Schatten der Bäume, so dass die Rüstung nicht mehr im Sonnenschein glänzen konnte.

»Verstehen Sie das?« fragte Suko.

Napoleon gab keine Antwort. Er saß weiterhin neben Suko, als wäre er der große Feldherr.

Das gefiel dem Inspektor immer weniger. Er hatte das Gefühl, eingekreist zu sein, und über seinen Rücken rann ein Schauer. Das waren keine Szenen, über die er lachen konnte, die hatten es in sich.

Irgend etwas stank hier gewaltig zum Himmel.

Im rechten Winkel rollte Suko auf den Ritter zu. Der kümmerte sich

noch immer nicht um den Wagen. Möglicherweise konnte er den Kopf nicht drehen, weil der Helm ihn daran hinderte.

Suko veränderte seine Richtung. Als er beschleunigte, wühlten die Reifen den Rasen auf und hinterließen lange Streifen, die aussahen wie ein dunkles Schienenpaar. Weiter!

»Ja, Attacke, ja, Angriff!« Napoleon kam sich vor wie der große Feldherr persönlich.

Eine Rechtskurve. Hart genommen, aber der Wagen brach nicht aus, er stand nun günstig, denn Suko konnte jetzt geradewegs auf die Gestalt zufahren.

Es kam darauf an, wer von beiden die besseren Nerven hatte.

Suko rechnete sich dabei die größeren Chancen aus. Der Ritter würde bestimmt keinen Zusammenprall riskieren. Den wollte Suko auch vermeiden, denn der BMW war ihm doch sehr ans Herz gewachsen, auch wenn er den Wagen nicht selbst bezahlt und in einem Preisausschreiben gewonnen hatte.

Sollte der Reiter sich vom Pferd werfen und auf die Kühlerhaube fallen, gab es Schrott.

Das Pferd bewegte sich im Schritt. Auch Suko war wieder vom Gas gegangen. Was sich da abspielte, war kaum zu erklären.

Wer hatte die besseren Nerven?

Neben ihm saß Napoleon und lachte leise vor sich hin, zudem summte er irgendeine Melodie. Da hielt der Reiter sein Pferd an.

Zischend atmete Suko aus. Die Distanz war nicht mehr sehr groß.

Ungefähr zehn Schritte. Für Sukos Geschmack stand der Reiter etwas ungünstig, weil er wieder vom Schein der Sonne geblendet wurde. Er hatte den Kopf vorgebeugt, und das Gesicht unter dem hochgeklappten Helmvisier geriet dadurch in den Schatten, so dass Suko es erkennen konnte.

Er hatte das Gefühl, von einem Tiefschlag erwischt zu werden.

Was er da sah, konnte man als den absoluten Irrsinn oder Wahnsinn bezeichnen. Der mittelalterliche Ritter war kein Geringerer als sein bester Freund John Sinclair…

***

Suko fühlte sich auf einmal wie auf einer Insel, wo die Zeit nicht mehr galt. Obwohl er nur wenige Sekunden unbeweglich hinter dem Lenkrad hockte, war es ihm, als hätte er Stunden in dieser Haltung verbracht. Was er hier erlebte, war einfach ungeheuerlich.

Aber er sah es nicht als einen Scherz an.

Freiwillig hatte sich John bestimmt nicht verkleidet, er musste dazu gezwungen worden sein.

Suko konzentrierte sich auf das Gesicht seines Freundes. Es sah normal aus und wirkte trotzdem anders. Da war ein fremder

Ausdruck, ein sehr düsterer, ähnlich einem Schatten, der sich über die Züge gelegt hatte.

Suko suchte nicht nach langen Erklärungen, Theorie hatte hier keinen Sinn. Er wollte, er musste handeln und mit John Sinclair reden. Vielleicht konnte John ihm sagen, was das alles zu bedeuten hatte.

Zuvor wandte er sich an Napoleon. »Wissen Sie, wer da vor uns steht, Meister?«

»Ja. Es ist der Knight of Gorman. So hieß er offiziell, aber man hat ihm noch einen anderen Namen gegeben – Ritter Tod.«

»Ritter Tod? Weshalb?«

Bevor Napoleon sprach, bewegte er seine Stirn und legte sie in Falten. »Weil er so gefürchtet war wie der Tod. Er hat schrecklich aufgeräumt. Wo er erschien, hinterließ er Blutbäder. Er war ein Einzelgänger, ein Räuber und Mörder.«

»Aha.«

»Jetzt ist er wieder frei!« flüsterte Napoleon. »Das ist außergewöhnlich, würde ich sagen.«

»Stimmt«, sagte Suko und löste den Sicherheitsgurt, bevor er die rechte Tür aufstieß und den Wagen verließ. Er schloss sie nicht ganz. Komisch war ihm schon, als er allein auf die Gestalt zuschritt, die Napoleon als Ritter Tod bezeichnet hatte.

Sein Magen zog sich dabei zusammen. Er schwitzte stark. Hitzewellen stiegen hoch, das jedoch lag nicht am Schein der Sonne, diese Hitze kam von innen.

John Sinclair rührte sich nicht. Er hockte unbeweglich auf seinem Reittier. Unter dem hochgeklappten Visier schimmerte sein Gesicht als bleiche Fläche. Unter den Augen hatten sich Schweißperlen angesammelt und rannen nach unten.

Suko ging nicht schnell. Er hatte sogar die Hand ausgestreckt, eine friedliche Geste, doch der Ritter traf keinerlei Anstalten, ihm ebenfalls die Hand zu reichen, die in einem Handschuh steckte. Unbeweglich hockte er auf seinem starken Pferd und ließ den Inspektor näher an sich herankommen.

Etwa einen halben Schritt vom Kopf des Pferdes und dabei leicht versetzt blieb der Inspektor stehen. Um in das Gesicht des Ritters schauen zu können, musste er den Kopf in den Nacken legen.

Sein Freund rührte sich nicht. Er starrte Suko nur an. Der Blick seiner Augen wirkte kalt und feindselig. Der Inspektor zeigte ein Lächeln. So etwas konnte nie schaden. »Hallo, John!« sagte er.

Ritter Tod gab keine Antwort.

Suko sprach weiter. »He, alter Junge, willst oder kannst du nicht reden? Was ist los?«

»Wer bist du?«

Suko schluckte. Nicht allein über die Frage zeigte er sich verwundert,

auch wegen des Stimmenklangs, denn der hatte sich anders angehört als bei dem echten John Sinclair. Zwar konnte er die Stimme noch irgendwie identifizieren, aber sie hatte doch eine andere Modulation. Sie klang viel rauher, auch tiefer. Damit konnte man einem sensiblen Menschen Furcht einjagen.

»Du kennst mich nicht, John? Bisher hatte ich dich immer für meinen besten Freund gehalten, und umgekehrt ist es wohl auch so gewesen. Was ist? Weshalb verstellst du dich, John?«

»John?« Die Gestalt auf dem Pferd bewegte innerhalb des Helms den Kopf, soviel Spielraum war vorhanden. »Wer ist John? Ist er ein Ritter, eine adelige Person? Welchem Stand gehört er an?«

»Dem der Polizisten.«

»Rede nicht. Ich weiß nicht, wer du bist und was du willst. Ich kenne keinen John.«

»Aber das bist du!« rief Suko ihm entgegen, diesmal klang die Stimme schon etwas verzweifelt.

»Man redet nicht so despektierlich mit mir. Man zeigt Haltung und Achtung vor mir, du Narr! Ich kenne keinen John, ich bin auch kein John. Ich bin der Knight of Gorman, dem der Name Ritter Tod gegeben wurde. Und jetzt aus dem Weg mit dir. Halte mich nicht länger auf, ich muss meinen Weg reiten.«

»Gut, Ritter, gut.« Suko machte das Spiel mit, und ihm war verdammt unwohl dabei. »Welchen Weg willst du reiten, Ritter?«

»Er wird mich in den Ort führen, wo ich mich schadlos halten werde. Die Menschen sind mir noch etwas schuldig.«

Das waren Sätze, die Suko noch nie aus dem Mund seines Freundes gehört hatte. Aber konnte man John noch als den alten Freund ansehen, so wie er es lange Jahre gewesen war? Zudem hatte die Antwort Suko schockiert. Der Ort, von dem John gesprochen hatte, konnte nur London sein. Dann hatte er also vor, als Ritter Tod in die Millionenstadt einzureiten.

Das war verrückt. So etwas durfte es normalerweise nicht geben.

Suko atmete tief durch. In seinem Nacken hatte sich Schweiß gesammelt. Er spürte den Druck wie eine schwere Last in Höhe des Magens. Für ihn war innerhalb der letzten Sekunden die Welt eine völlig andere geworden.

»Geh aus dem Weg, Mensch!« Die Stimme klang hart und befehlend. »Oder soll ich dich nieder reiten?«

Suko ging tatsächlich einen kleinen Schritt zurück. »Das würdest du wirklich tun, John?«

»Ich kenne keinen John!« Ritter Tod schrie den Satz, und er handelte auch. Es war schon gekonnt, wie er es schaffte, trotz seiner Rüstung das schwere Schwert zu ziehen. Mit einem schleifenden Geräusch glitt die Klinge aus der Scheide. Und als er sie in der Hand hielt, brach sich

ein Sonnenstrahl auf dem Metall.
Ritter Tod sah nicht ein, nochmals eine Warnung auszusprechen.
Einmal reichte, er handelte.
Noch einen Reflex warf die Klinge, als er das Schwert bewegte.
Und er führte es von oben nach unten. Ein Schlag, der Suko den Schädel spalten sollte.
Suko konnte es nicht fassen. Mit einem Satz warf er sich zurück.
Er sah, wie die Schwertklinge ins Leere fuhr, der Ritter sich dabei zur Seite beugte und fast vom Rücken des Pferdes gestürzt wäre. Im letzten Augenblick konnte er sich halten, riss die Klinge wieder hoch und führte dabei einen Rundschlag.
Wieder musste Suko zurückweichen. Auf ihrem Weg zerhackte die Klinge noch einige tiefer hängende Zweige, die zu Boden regneten. Dann ritt John Sinclair an, ohne sich um Suko zu kümmern.
Der schüttelte nur den Kopf. Es sah im ersten Moment so aus, als wolle John auf den BMW zureiten, um ihn zu attackieren, doch kurz davor zog er sein Pferd herum und ritt rechts an dem Wagen vorbei, wo einige Bäume derart dicht zusammenstanden, dass sie schon fast einen kleinen Wald inmitten der Parklandschaft bildeten.
Der Ritter musste sich ducken, dann verschwand er unter den tiefhängenden Zweigen.
Suko stand da wie ein begossener Pudel. Mit einer fahrigen Bewegung wischte er über seine Augen, wie jemand, der sich fragte, ob er die Szene geträumt hatte oder nicht.
Gleichzeitig spürte er etwas anderes in sich hochsteigen. Eine drückende, lähmende Furcht, dieses Gefühl, nichts tun zu können, so hilflos zu sein. Sein Herzschlag beschleunigte sich. Er warf dem Herrenhaus einen schnellen Blick zu.
Hinter den Fensterscheiben rührte sich nichts. Noch lagen sie im Schein der allmählich tiefer sinkenden Sonne, der ihnen einen goldenen Schimmer gab.
Sehen konnte er seinen Freund nicht mehr, nur hören, als sich das Pferd einen Weg bahnte.
Sehr langsam drehte sich Suko um. Er hätte eigentlich zu seinem Wagen laufen müssen, doch er ging langsam, als läge auf seinen Schultern eine schwere Last.
Dass John nach London reiten würde, daran hatte er keinen Zweifel gelassen, doch wie würde die Stadt diese Gestalt aufnehmen? John konnte nicht so reagieren wie der echte Ritter Tod vor einigen hundert Jahren. In der Zwischenzeit hatte sich einiges verändert.
Napoleon war ausgestiegen. In seiner steifen Haltung stand er neben dem Wagen. Suko wollte ihn nicht mehr mitnehmen, dieser Mann wäre für ihn nur eine Behinderung gewesen.
»Ich habe es immer gesagt. Die Zeiten sind nicht vergessen worden.

Die Vergangenheit ist nicht tot, sie lebt weiter. Niemand wollte auf mich hören, niemand.« Er schrak zusammen, als Suko die Fahrertür zuknallte und den Motor startete. Da drehte sich Napoleon um, schaute in den BMW hinein und begann, mit beiden Händen zu winken.

Für lange Erklärungen hatte Suko keine Zeit. Er schüttelte den Kopf und fuhr an.

Napoleon musste zurückspringen. Er drohte hinter dem Wagen her, schrie auch, doch Suko konnte seine Worte nicht verstehen. Sie waren ihm zudem egal, er hatte andere Sorgen.

Dass er seinen Freund John Sinclair verfolgen musste, damit hatte er nicht gerechnet. Dabei war er hierher gefahren, um sich mit diesem Dr. Franklin zu beschäftigen. Das konnte er vorläufig vergessen. John Sinclair war das größte Problem. Wenn er sich vorstellte, dass der Geisterjäger ein Blutbad anrichtete, wurde ihm ganz anders.

Der Inspektor konnte nicht durch die Lücke fahren, die für den Ritter breit genug gewesen war. Er musste einen Umweg nehmen, in einem Bogen die Baumgruppe umfahren, denn John würde sie bestimmt längst verlassen haben.

Wenn er nach London wollte, dann auf dem direkten Weg. Das heißt, er würde nicht unbedingt die Straßen nehmen. Ein Mann auf einem Pferd konnte auch abseits der Straßen durch das Gelände reiten.

Suko hatte zuviel Gas gegeben, und der Wagen rutschte über den Rasen, auch wenn dieser trocken war. Durch die tiefstehende Sonne wurde der Inspektor geblendet, er sah sich gezwungen, die dunkle Brille aufzusetzen.

Er fuhr links an der Baumgruppe vorbei, ohne seinen Freund zu entdecken. Entweder war John sehr schnell geritten, was durchaus sein konnte, oder er hielt sich noch versteckt. Da gab es verschiedene Möglichkeiten.

Das Ende des parkähnlichen Grundstücks war schnell erreicht.

Auf einem schmalen Feldweg konnte Suko weiterfahren. Er blickte öfter als gewöhnlich in die Spiegel, doch von John war nichts zu sehen.

Nach etwa dreihundert Yards hielt er mitten auf dem Feldweg an und stieg aus.

Stille umgab ihn. Die Sonne brannte stark. Vögel schwebten durch die klare Sommerluft. Am Himmel hatten die dünnen Wolken lange Streifen gebildet. Ein Frühsommer, wie man ihn selten hatte, doch Suko verspürte ein Frösteln.

Wo konnte John stecken? Vor ihm führte der Feldweg über eine breite Wiese. Er würde irgendwo in der Ferne auf die normale Straße treffen.

Hatte John sie schon erreicht?

Suko stieg wieder ein und gab Gas. Die Räder wirbelten Staub hoch. Eingehüllt in diese Wolke, rollte der dunkle BMW weiter.

Der Staub brachte Suko auf eine Idee. Auch wenn John über einen dieser Feldwege ritt, würde er zwangsläufig eine Staubwolke hinterlassen, die von den Hufen des Pferdes aufgewirbelt wurde.

Die harte Federung des Fahrzeugs schluckte die Unebenheiten.

Suko fühlte sich in seiner Rakete, wie er den Wagen nannte, sehr sicher. Zwei Lastwagen donnerten an ihm vorbei, als er das Tempo drosselte und dort anhielt, wo der Feldweg in die Straße mündete.

Er schaute nach rechts, nach links, ohne etwas von seinem Freund sehen zu können.

»Der kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!« schimpfte er.

Auch hinter den Pappeln, die zu beiden Seiten der Straße standen, konnte er sich nicht versteckt haben. Die Stämme waren zu dünn, um ihm Deckung zu geben.

Wo also befand er sich?

Suko sah schließlich ein, dass es keinen Sinn hatte, hier länger zu warten. Er wollte weiter in Richtung London fahren. Dafür musste er sich nach rechts wenden.

Sekunden nach seinem Entschluss rollte er langsam über den Asphalt. Er kam sich wie eine Schnecke vor. Den Wagen auf freier Strecke mit derart gebremsten Schaum zu fahren, das war nicht seine Sache.

Gegenverkehr huschte vorbei, auch wurde er überholt. Manch anderer Fahrer warf einen verwunderten Blick in das langsam dahinrollende Auto.

Was mit John Sinclair geschehen war, konnte nur als eine Ungeheuerlichkeit bezeichnet werden. Suko wollte diese Last auch nicht allein auf seinen Schultern tragen. Der Fall hatte fast lächerlich begonnen und sich nun zu einem brandgefährlichen Drama entwickelt. Er brauchte Rückendeckung, die ihm nur Sir James Powell geben konnte.

Zwischen zwei Pappeln, an einer etwas breiteren Stelle der Straße, stoppte er den Wagen, ließ die beiden Seitenscheiben nach unten surren und tippte die Nummer in die Tastatur. Er hoffte nur, dass er Sir James auch erreichen würde, sonst sah es finster aus.

Suko hatte Glück. Die Stimme seines Chefs klang etwas gehetzt, als wäre dieser zum Telefon gelaufen.

»Suko hier, Sir.«

»Aha. Bitte, ich muss zu einer Besprechung. Ist es dringend, Inspektor?«

Diesmal konnte sich Suko ein Lachen nicht verbeißen. »Dringend, Sir? Es brennt. Sie werden wohl Ihre Konferenz sausen lassen müssen.«

»Was ist los?«

Suko, sonst die Ruhe selbst, gab mit flatternder und zitternder

Stimme einen Bericht ab. Er klang unglaublich, ungeheuerlich, und selbst Sir James, der einiges gewohnt war, konnte oder wollte dem Inspektor nicht glauben. »Das meinen Sie doch nicht im Ernst, Suko – oder?«

»Sir, so wahr ich hier in meinem Wagen am Rand einer Straße hocke, es ist kein Wort gelogen. John Sinclair ist diese verdammte Mind-Maschine zum Verhängnis geworden, wie sie auch den anderen Verwandelten zum Verhängnis wurde.«

»Und er ist ein Ritter? Oder fühlt sich als Ritter?«

»Ja, Ritter Tod. Er griff mich an und erklärte mir, dass er nach London reiten würde.«

»Rechnen Sie mit Gewalttaten seinerseits?« Sir James fragte mit einer Stimme, in der gleichzeitig die Hoffnung mitschwang, dass Suko verneinen würde.

Das tat er nicht. »Sir, ich bin ehrlich Ihnen gegenüber. Ja, ich rechne mit Gewalttaten. Der Geist dieses Mordritters muss in John gefahren sein.«

»Aber er hat doch seinen Schutz. Ich denke an das Kreuz und…«

»Besitzt er das tatsächlich noch? Da wäre ich mir an Ihrer Stelle nicht so sicher.«

Sir James legte eine Pause ein, da er die Antwort verdauen musste. Suko konnte sich vorstellen, wie sein Chef ins Schwitzen geriet, deswegen gelang ihm nicht einmal ein Lächeln.

»Sie meinen also, dass er sein Kreuz nicht mehr hat?« Sir James räusperte sich bei dieser Frage einige Male.

»So ist es.«

Sir James atmete schnaufend. »Das wäre natürlich fatal. Dann – dann ist er diesem Geist des anderen hilflos ausgeliefert.«

»Das meine ich auch, Sir.«

»Sie werden ihn finden, Suko. Sie müssen einfach verhindern, dass ein Unglück geschieht. Wenn John oder dieser Ritter Tod durchdreht, dürfen wir nicht zögern, ihn kaltzustellen. Was das bedeutet, brauche ich Ihnen wohl nicht näher zu erklären.«

»Nein, Sir, ich habe begriffen.« Suko flüsterte die Antwort in den Hörer.

»Ich werde an dieser Konferenz natürlich nicht teilnehmen und bleibe für Sie erreichbar. Wir werden alles tun müssen, um das größte Unheil zu verhindern.«

»Wollen Sie strategisch wichtige Stellen überwachen lassen, Sir? Wenn John nach London reitet…«

»Das geht nicht und wäre auch nicht sinnvoll. Ein mittelalterlicher Ritter fällt auf. Wir werden genügend Hinweise erhalten, verlassen Sie sich darauf. Aber Sie sind gefordert, Suko. Finden Sie John, bevor es andere tun.«

»Da wäre noch das Problem Dr. Franklin.«
»Ah, der Erfinder dieser Maschine. Haben Sie mit ihm geredet?«
»Nein, Sir, mir blieb nicht die Zeit. Ich würde ihn mir gern vornehmen.«
»Sinclair ist wichtiger.«
»Selbstverständlich, Sir. Nach ihm.«
»Gut, ich lasse Ihnen auch da freie Hand, Suko. Ich halte Einsatzkräfte zurück. Wir können uns nur alle die Daumen drücken. Ich höre wieder von Ihnen.«
»Ja, Sir.« Suko legte auf und schaute sich den Schweißfilm an, der auf dem Hörer matt glänzte. Tief atmete er durch. Zwischen Kehle und Magen saß ein Kloß wie ein Felsklotz. Selten in der letzten Zeit hatte er sich derart mies gefühlt wie in diesen langen Augenblicken.
Sein Blick glitt nach vorn und wieder über die Fahrbahn hinweg.
Sie war leer, kein Wagen rollte auf ihn zu. Stehen bleiben oder weiterfahren? Suko wollte noch warten, den Wagen dabei verlassen und sich jenseits der Straße umsehen.
Er parkte auf der linken Seite. Man ließ ihm nicht mehr die Zeit, um die Tür aufzustoßen, denn von der gegenüberliegenden Seite löste sich eine Gestalt auf einem Pferd und ritt mit gezogenem Schwert auf den BMW zu…

***

War ich noch ich?
Eine Antwort konnte ich mir selbst nicht mehr geben. Natürlich, es gab winzige Momente, in denen mein wahres Ich die Überhand gewann und wie aus den tiefen eines Vulkans in die Höhe stieg, aber es war nicht so stark, um den Geist des Knight of Gorman verdrängen zu können. Ihn hatte die teuflische Mind-Maschine aus den tiefsten Sphären der Hölle hervorgeholt und sorgte für den inneren Aufruhr.
Ich war Ritter Tod, und so handelte ich auch.
Das Pferd zeigte noch keine Erschöpfung, obwohl ich einen weiten Bogen geritten war. Dieser Asiate hatte mich aufhalten wollen und despektierlich behandelt. Sollte er mir noch einmal begegnen, würde ich kein Pardon kennen.
Ich hatte mich an die etwas schaukelnden Gehgewohnheiten meines Pferdes gewöhnt. Wenn ich unter den Zweigen der hohen Bäume hinwegritt, musste ich mich jeweils tief ducken. Manchmal klammerte ich mich auch an der Mähne des Tieres fest.
Vor mir lag das freie Feld. Links zog sich ein schmaler Weg hin, den ich nicht nahm. Ich trieb das Pferd statt dessen über die weiche Wiese.
Der Feldweg verschwand, ein langer Schatten lief parallel zur Fahrbahn. Es waren die schlanken Pappeln am Straßenrand, die eine Allee bildeten. Noch einmal trieb ich das Pferd an, ging ziemlich

rücksichtslos mit ihm um und erreichte sehr bald die ersten Bäume, die wegen ihrer Form nur spärlichen Schatten spendeten.

Schaumflocken hatten sich vor dem Maul des Pferdes gebildet. Es war erhitzt, erschöpft, brauchte Ruhe, das wusste ich, doch ich blieb weiterhin auf seinem Rücken hocken. Es trottete an den Straßengraben, in dem es noch Wasserpfützen gab.

Ich ließ das Tier saufen. Wie ein Denkmal hockte ich auf seinem Rücken. Durch die Lücken zwischen den Bäumen blickte ich auf die Fahrbahn. Hin und wieder wunderte ich mich über die schnellen Gegenstände auf vier Rädern, die an mir vorbeihuschten. Die Gebilde kannte ich nicht, obwohl tief in meiner Erinnerung etwas rumorte. Nur fand ich keine Erklärung dafür, der andere Geist und sein Denken füllten mich ganz aus.

Ich wartete. Die Sonne brannte auf meiner Rüstung, sie heizte das Metall auf, das seine Wärme natürlich an mich weitergab und mich zum Schwitzen brachte. Dennoch würde ich die Rüstung nicht verlassen, ich brauchte sie als Schutz.

Bisher war mir niemand begegnet. In dieser Welt war alles so anders. Ich sah keine Bauern mehr auf den Feldern und auch nicht ihre Häuser, wo ich mir hätte Proviant besorgen können. Die Bauern hatten die guten Dinge oft versteckt, auch Gold, wie ich aus Erfahrung wusste. Ich brauchte mal wieder eine Plünderung.

Es tat gut, allein unterwegs zu sein, den eigenen Weg zu gehen und Angst und Schrecken zu verbreiten. Nach verrichteter Arbeit hatte ich vor, zu Gwendolyn zurückzukehren, einer Frau, deren Vater mehrere Schiffe befehligte und als Pirat galt. In ihren Armen würde ich für die nächsten Nächte Vergessen finden.

War sie auch in dieser Welt?

Ich zog die Zügel wieder härter an, mein Pferd schnaubte ungeduldig. Es wollte noch immer nicht gehen. Ich zwang es dazu, ritt aber nicht auf dem glatten Weg, sondern parallel dazu und hinter den schlanken Bäumen einher.

Es war noch nicht viel Zeit vergangen, als mich etwas störte. Hin und wieder warf ich einen Blick durch die Lücken auf die andere Straßenseite hinüber. Dort stand einer dieser Gegenstände, die auf vier Rädern daherrollten.

Zuerst konnte ich es kaum fassen, schaute genauer hin und erkannte, dass ich ihn schon einmal gesehen hatte. Es war der Gegenstand, aus dem der Asiate gestiegen war und mich verspottet hatte.

Ich hatte ihn gewarnt, doch er hatte meine Warnung missachtet.

Wer so etwas tat, musste auch die Folgen tragen, dafür war Ritter Tod hinlänglich bekannt.

Noch wartete ich einen günstigen Moment ab. Der Mann sah mich nicht. Er saß in dem Gehäuse. Was er dort tat, konnte ich leider nicht

sehen, das Fensterglas war zu dunkel, obwohl die Sonne hell vom Himmel schien.

Ein Brummen schreckte mich aus meinen Gedanken. Das große Ungetüm auf vier Rädern jagte selbst mir Furcht ein. Es fuhr heran, auch vorbei und war schnell verschwunden.

Der schwarze Kasten stand noch immer da.

Um meine Lippen zuckte ein böses Lächeln. Ich hatte es ihm versprochen, und ich würde das Versprechen halten. Das Pferd zog ich leicht um die Hand. Ich brauchte nur über den Weg zu reiten, dann war ich da und konnte ihn zerstören.

Das Schwert hatte ich noch nicht in die Scheide gesteckt. Ich hob den Arm. Es war schwer, die Rüstung hing an mir wie eine starke Last, aber ich brauchte sie.

Dann ritt ich an!

***

Suko glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Wie erstarrt hockte er hinter dem Lenkrad. Ritter Tod wollte sein Versprechen wahr machen und ihn vernichten.

Gegen Rost sind die meisten Karosserien der Fahrzeuge gefeit, an Schwerthiebe hat jedoch keiner gedacht. Suko wollte am Leben bleiben und zudem seinen Wagen in Sicherheit bringen.

Er hatte den Motor abgestellt, drehte jetzt den Schlüssel und hoffte, dass ihn der Wagen nicht im Stich ließ.

Er kam sofort. Aber auch Ritter Tod war nahe.

Kupplung kommen lassen, Gas, volles Rohr. Der BMW, ein Schnellstarter, zeigte in diesen brandgefährlichen Sekunden seine Klasse. Er jagte nach vorn, Suko drehte blitzschnell das Lenkrad nach rechts und erreichte die Straße. Die Reifen hinterließen schwarze Streifen, sie jaulten, als würden sie gefoltert, aber Suko kam weg. Im Innenspiegel nahm er die hastige Bewegung wahr, wie sich Ritter Tod vom Rücken des Pferdes nach vorn beugte und mit seinem Mordschwert zuschlug.

Wieder ins Leere!

Suko fiel ein Stein vom Herzen, während er gleichzeitig den BMW unter Kontrolle brachte. Das Fahrzeug schlingerte kaum, als Suko es abbremste und auf der Straßenmitte stehen blieb.

Ritter Tod sah er im Rückspiegel. Die Gestalt glich einem Zerrbild aus einer mittelalterlichen Szene. Eigentlich war es kaum zu fassen, jeder normale Mensch hätte ihn ausgelacht, hätte Suko ihm diese Szene beschrieben.

Leider gab es ihn. Er gab auch nicht auf.

Der Knight of Gorman hatte sein Tier um die Hand gezogen und so heftig an den Zügeln gezerrt, dass sein Pferd schrill wieherte.

Dann startete er einen zweiten Angriff.

»Das darf doch nicht wahr sein!« flüsterte Suko. Ihm fiel nicht ein, wie er den Ritter stoppen sollte. Vielleicht mit seinem Stab, doch das hätte nur etwas für die Dauer von fünf Sekunden gebracht und den Ritter selbst nicht verändert.

Suko startete wieder.

Natürlich war das Auto schneller als der Ritter auf seinem Pferd.

Suko fuhr ihm davon. Er stoppte erst, als er die nächste Kurve erreicht hatte.

Diesmal blieb er nicht sitzen. Den Motor ließ er sicherheitshalber laufen, als er das Auto verließ. »Okay, John, jetzt mach dich auf etwas gefasst.«

Die Beretta blieb im Holster, als Suko zurücklief, um sich Ritter Tod zu stellen. Er hätte ihn längst sehen müssen, nur tat ihm John den Gefallen nicht. Ohne dass Suko es bemerkt hatte, war er von der Straße verschwunden.

Suko zischte einen Fluch, dann musste er einem Jaguar Platz machen, dessen Fahrer sogar die Lichthupe gegen ihn einsetzte. Wie ein Strich jagte der rote Wagen vorbei.

Suko schluckte. Wo steckte John Sinclair alias Ritter Tod?

Er musste an einer der Straßenseiten auf die Felder geritten sein, eine andere Möglichkeit gab es nicht.

Suko lief auf die linke Seite. Sein Blick schweifte über die freie Fläche, doch nirgendwo hob sich von ihr der Umriss einer Reitergestalt ab. Die andere Seite also!

Noch einmal hetzte der Inspektor über die Straße. Sein Blick war frei, und er sah John in der Ferne, wie er über die Felder ritt. Wenn Suko ihn einholen wollte, dann nur über einen Umweg, denn mit dem BMW kam er nur auf der Straße schnell voran.

»Warte«, keuchte er, »dich packe ich noch.« Suko drehte sich auf der Stelle um und hörte über sich das Knacken. Er schnellte zur Seite, schaute gleichzeitig in die Höhe und sah die Gestalt, die sich bisher verborgen gehalten hatte. Jetzt fiel sie nach unten.

Eine Maske, ein halbnackter Oberkörper, ein Schwert. Dr. Franklin hatte wieder den Henker geschickt, und in einer weiteren Lücke zwischen zwei Bäumen stand der mit einem Degen bewaffnete Napoleon.

An Sinclairs Verfolgung war nicht mehr zu denken. Jetzt ging es um Sukos Leben…

***

Ich hatte zugeschlagen und den schwarzen Kasten auf vier Rädern verfehlt. Die Wucht des Hiebs hätte mich fast vom Pferderücken gerissen, zum Glück stoppte mich die über die Straße schrammende

Schwertspitze. Schwerfällig richtete ich mich wieder soweit auf, dass ich mich hinsetzen konnte.

Ich zog das Pferd herum. Der dunkle Kasten auf vier Rädern war schon weit weg.

Wütend starrte ich hinter ihm her und sah ein, dass er mir überlegen war. Er war schneller als ich auf meinem Pferd.

Ich wollte ihn nicht mehr, mein Ziel war ein anderes. Wieder trieb ich mein Reittier an und verließ die Straße. Auf dem weichen Acker bewegte sich das Tier schaukelnd weiter. Ich wollte dorthin, wo ich Menschen fand. Ich brauchte etwas, ich würde mir alles holen, denn ich war Ritter Tod.

Die Gegend lag leer und verlassen vor mir. Sonnenschein badete sie. Weit vorn entdeckte ich einen Weg und dahinter, noch im Dunst der heißen Sonne flimmernd, hohe Schatten, die gegen den Himmel wuchsen. Sie sahen aus wie Burgen. Das musste die Stadt sein, wo ich die Menschen finden würde, die ich suchte.

Das Pferd trottete dahin. Ich durfte es nicht zu sehr strapazieren, denn auf das Reittier musste ich mich verlassen können. Zu Fuß und in der schweren Rüstung kam ich kaum voran.

Wie lange ich geritten war, wusste ich nicht, freute mich aber, den Schatten eines Waldes zu erreichen. Ich ritt hinein und fand auch einen genügend breiten Pfad.

Tümpel vom letzten Regen glänzten an schattigen Stellen. Dort ließ ich mein Pferd saufen. Das Visier hatte ich hochgeklappt.

Wachsam beobachtete ich meine Umgebung. Auf mich lauerten überall Feinde. Bestimmt wussten sie schon, dass Ritter Tod unterwegs war. Entweder würden sie fliehen oder sich zusammenrotten und versuchen, mich zu vertreiben. Bei dem Gedanken lachte ich laut. Wie ein heller Schall drang mein Gelächter aus dem offenen Visier.

Ich erinnerte mich daran, wie ich mit Schwert, Lanze und Schild einmal in die Horden der aufgebrachten Bauern hineingeritten war und ihren Dreschflegeln Paroli geboten hatte. Meine Waffe hatte eine blutige Bresche geschlagen, und ich hatte mir genommen, was ich wollte.

Das Tier soff nicht mehr. Es schüttelte den Kopf. Ich konnte meinen Weg fortsetzen.

Da hörte ich die Stimmen und auch ein ungewöhnliches Klingeln.

Starr blieb ich sitzen und schaute nach vorn, ohne allerdings die Verursacher der Geräusche entdecken zu können. Der Wald hielt sie noch verborgen.

Helle Stimmen schwangen mir entgegen. Erwachsenen konnten sie nicht gehören. Das waren Kinder, die durch den Wald liefen. Ich drehte das Pferd herum.

Noch stand ich in Deckung. Es war ziemlich dunkel zwischen den

Nadelbäumen, aber vor mir befand sich eine Lichtung, und jenseits davon, wo der Pfad zwischen den Bäumen verschwand, entdeckte ich die Kinder, die etwas vor sich herschoben.

Mir waren die Dinge unbekannt. Sie fuhren auf zwei großen Rädern und hatten ein glänzendes Gestänge. Die hell klingenden Geräusche stammten von halbrunden Gegenständen, die vorn an den breiten Stangen angebracht worden waren.

Zwei Jungen und zwei Mädchen…

Aber wie waren sie gekleidet? Die Langhaarigen wie die Jungen.

Sie trugen keine Kleider oder Gewänder, sondern Beinkleider, Hosen oder wie man sagte.

Ich beobachtete sie.

Mich sahen sie nicht. Sie schoben diese Gegenstände neben sich her, lachten und freuten sich daran, dass sie im Wald waren und nicht bei der Arbeit.

Nein, sie gehörten nicht zum Adel. Bauern und Tagelöhnerpack, das mussten ihre Eltern sein. Warum arbeiteten sie nicht? Sie hätten Holz hacken, Wasser holen und anderes mehr tun können. Statt dessen liefen sie durch den Wald, als hätten sie überhaupt keine Aufgabe.

Das gefiel mir nicht. Ich würde sie fragen und mir, wenn nötig, die Antwort mit Gewalt holen. Das war ich mir schuldig, eine gewisse Ordnung musste eingehalten werden.

Sie stellten ihre Gegenstände mit den zwei Rädern ab und ließen sich auf den Boden fallen. Selbst die Mädchen taten es und legten sich schamlos neben die Jungen.

»Endlich Pause!« rief einer, der wieder aufsprang und seinen Rücken kratzte, dort hatte sich ein kleiner Zweig in seiner Kleidung verhakt und ihn gestochen.

»Wollten wir nicht baden gehen?« rief ein Mädchen.

»Später.«

»Nein, ich will jetzt!«

Baden, überlegte ich, was mochte das zu bedeuten haben? Hier waren Sitte und Anstand verlorengegangen. Das konnte ich nicht länger zulassen. Ich wollte mich mit ihnen beschäftigen.

Der Junge hatte sich noch nicht wieder hingelegt. Er stand da und reckte sich. Seine Beinkleider waren sehr eng, sein Hemd sehr dünn. Ein schamloser Bursche.

Ich gab dem Pferd einen Klaps, den es spürte und genau wusste, was es zu tun hatte. Langsam trottete es vor. Ich hatte den Platz zwischen den Nadelbäumen verlassen und ritt auf die Kinder zu.

Der stehende Junge bemerkte mich zuerst. Er hatte noch etwas sagen wollen, doch er schwieg und starrte mich mit offenem Mund an. So hatte ich Zeit, auf die Kinder zuzureiten.

»He!« schrie er plötzlich. »He, wer bist du denn, du komischer Kauz?

Scheiße, seht euch das an! Da – da kommt ein Verrückter, ein Ritter. Ich werd nicht mehr.«

Die anderen drei sprangen hoch. Ich sah, wie sie blass wurden, sie konnten nichts begreifen, standen da, starrten mich an, und die beiden Mädchen kicherten plötzlich.

Mich erzürnte diese Respektlosigkeit. Ich hielt mein Pferd an und starrte auf sie nieder.

»He, Mister«, sagte der schamlose Junge. »Sagen Sie mal, wer sind Sie denn?«

»Rede mich mit Sir an!«

Der Junge staunte, dann grinste er und nickte zu seinen Freunden. »Der hat nicht alle Tassen im Schrank.«

»Ich glaube, der ist gefährlich«, sagte eines der Mädchen. »Lass uns lieber verschwinden.«

»Ihr bleibt!« donnerte ich ihnen entgegen. »Ich werde mich mit euch beschäftigen. Weshalb seid ihr nicht auf den Feldern, ihr Pöbel?«

Die Kinder schüttelten den Kopf »Jetzt ist er ganz übergeschnappt« flüsterte jemand.

»Den sollte man vom Pferd schlagen.«

»Genau.«

»Wollt ihr die Schwertklinge zu spüren bekommen, Pöbel?« rief ich laut. Ich ritt wieder an, denn so etwas konnte ich mir auf keinen Fall bieten lassen. Man musste ihnen Zucht und Ordnung beibringen. Ich würde es ihnen schon beweisen.

Sie waren schnell. In verschiedenen Richtungen liefen sie weg.

Bevor ich mich darauf eingestellt hatte, waren sie schon bei ihren Gegenständen. »Los, weg hier!«

Ich ritt ihnen nach. Nein, so leicht sollten sie nicht davonkommen. Besonders nicht der Junge mit den braunen Haaren. Auf ihn hatte ich es abgesehen, obwohl – ich begann nachzudenken, hatte ich ihn schon einmal gesehen?

Der Junge war der letzte in der Reihe. Er schob seinen Gegenstand neben sich her, drehte sich dabei um und musste mich sehen, denn ich schlug mir eine Bresche.

»Los, komm, komm!« Die anderen riefen ihn. Er schwang sich auf den Gegenstand und bewegte sich darauf schneller.

Aber ich blieb ihm auf den Fersen. Ich würde es ihm zeigen und diesen Gegenstand zerhacken.

Die Hufe trommelten auf dem Boden. Der Pfad führte in Kurven durch den Wald. Ich kürzte einfach ab. Mit dem Schwert schlug ich mir den Weg frei und holte auf.

Jetzt sah ich die Angst auf dem Gesicht des Jungen. So nahe war ich schon heran. Ich lachte finster. »Warte nur, ich kriege dich schon.« Diesmal schlug ich zu.

Der Junge wurde schnell. Er trampelte, das Ding bewegte sich, aber er passte nicht auf. Ein Ast wuchs sehr tief. Nicht weit entfernt schimmerte es schon hell. Dort befand sich der Waldrand.

Der Ast wirkte wie ein harter Arm. Er prallte gegen die Brust des Jungen.

Sein Körper flog zurück und riss ihn von dem Gegenstand mit den dünnen Rädern. Beide fielen. Der Junge nach rechts in das Unterholz hinein, das Ding mit den Rädern vor die Hufe des Pferdes, die es wütend zertrampelten. Ich hörte, wie es zusammenkrachte, es tat mir gut, aber die Hufe hatten sich leider auch in den Speichen verfangen. Das Pferd kam nicht so schnell frei, so dass sich der Junge aufraffen konnte.

Er schaute mich an, ich schaute ihn an.

Für einige Herzschläge gab es zwischen uns keine Zeit mehr. Im Gesicht des Jungen zeichnete sich etwas ab, das ich nicht deuten konnte. Er sah sogar aus, als wollte er es wagen, mich anzusprechen. Das sollte er nur wagen.

Er wagte es nicht und rannte davon.

Die Vorderbeine meines Pferdes hakten noch fest. Wenn es laufen wollte, schleifte es den Gegenstand mit. Endlich gelang es ihm, sich zu befreien, doch da sah ich von dem Jungen nichts mehr.

Er war mir entkommen!

Mir, Ritter Tod! Ausgerechnet. So etwas begriff ich nicht. Ich hatte bisher jeden Feind gestellt und wenn nötig, getötet. Zorn flammte in mir hoch. Ich würde reiten, ihre Spur aufnehmen und sie irgendwann einholen.

Sehr bald hatte ich den Waldrand erreicht und blickte über das in der Sonne glosende Feld. Die Kinder waren schon weit entfernt. Ich sah sie noch fahren, und einer rannte, bis er von einem Mädchen mitgenommen wurde. Er hatte sich hinten auf den Gegentand gesetzt.

Noch blieb ich am Waldrand stehen wie eine Statue. Ich musste nachdenken, denn mir war etwas aufgefallen. Ich hatte mir den Jungen angesehen und etwas dabei gespürt.

Der Junge war wichtig. Er war eine Spur, der ich nachgehen musste. Sie führte mich in die Stadt, ans Ziel. Etwas war zwischen ihm und mir. Hatte ich ihn schon gesehen? War er so etwas wie ein Schicksal für mich?

Ich beschäftigte mich mit diesem Gedanken, ohne aber etwas herauszufinden.

Die Spur war gelegt. Ich würde sie nicht mehr verlieren, daran glaubte ich fest. An ihrem Ende stand ein Ziel, da wollte ich hin.

So ritt ich an…

***

Der Bikini war derart raffiniert geschnitten, dass Bill Conolly einfach keinen Blick vom Körper seiner Frau wenden konnte, die lang ausgestreckt auf der Gartenliege lag und das herrliche Sonnenbad genoss. Ein knappes Unterteil mit hoch angesetzten Beinausschnitten, schwarzweiß gestreift, ebenso wie das Oberteil.

Bill war in den Livingroom gegangen. Er brauchte Nachschub.

Die Sonne brannte ihnen die Flüssigkeit aus dem Körper, da musste eben nachgegossen werden. Allerdings nicht mit Alkohol. Die Conollys hatten sich für Vitaminsäfte entschieden. Eisgekühlt waren sie eine Wohltat. Bill stellte die beiden bunten, hohen Partygläser auf ein Tablett und balancierte es nach draußen.

Auch er war nur mit einer Badehose bekleidet und mit sehr dünnen Pantoffeln. Sheila hörte ihren Mann zwar, aber sie rührte sich nicht, blieb auf dem Rücken liegen, das Gesicht eingecremt, wie auch den übrigen Körper, und der Sonne zugewandt. Eine dunkle Brille schützte die Augen.

Nadine, die Wölfin mit der menschlichen Seele, ließ sich nicht blicken. Ihr war es draußen zu heiß. Sie hockte in Johnnys Zimmer und döste vor sich hin.

Auch als Bill neben seiner Frau stehen blieb, regte sich Sheila nicht. Der Reporter wollte einen Versuch starten. Er grinste schon vorher, dann nahm er ein Glas und berührte damit Sheilas Bauch.

Mit einem Schrei fuhr sie hoch. Bill musste blitzschnell zurück, sonst hätte sie ihm das Glas noch aus der Hand geschlagen. »Bist du verrückt, was war das?«

»Kälte.«

»Ohne mich zu warnen!«

»Du wolltest doch etwas trinken.«

»Schon, aber nicht so.«

Bill ließ sich nebenan nieder. Allerdings blieb er auf der Liege hocken. »Ein Wetter ist das«, sagte er, bevor er trank. »Da könnte man sich wieder vermehren.«

»Schäm dich!«

»Weshalb?«

Sheila griff nach dem Glas. Unter den Brillengläsern verzog sich ihr Mund zu einem Lächeln. »Dass du hier einfach den ganzen Tag über so faul herumliegen kannst. Deshalb solltest du dich schämen.«

»Gönn mir doch auch mal was. Außerdem nutzen wir den Garten viel zu selten.«

»Aber andere Menschen müssen arbeiten.«

»Ich weiß. Außerdem habe ich das heute morgen schon getan. Mein Artikel ist übrigens fertig. Ich lasse ihn noch etwas liegen, man soll die Leute nicht zu sehr verwöhnen.«

Sheila drückte die Brille etwas vor und schielte über die Ränder

hinweg. »Hast du wieder über unheimliche Dinge geschrieben?«
»Diesmal über Alaska.«
»Gut.«
»Was aber nicht heißen soll, dass ich meinen Plan aufgegeben habe, über unerklärliche Vorgänge in der Welt zu schreiben. Ich habe wieder neues Material zugeschickt bekommen.«
»Bitte, Bill, wir haben schon Ärger genug. Lass die Finger davon.«
»Mal sehen.«
Als Bill lächelte, winkte seine Frau ab. Sie kannte ihren Gatten, der würde kaum auf sie hören. Bill schaute auf die Uhr. »Sag mal, Sheila, wann wollte Johnny zurückkehren?«
»Keine Ahnung. Er ist mit ein paar Freunden weg. Zum Essen wird er zurück sein.«
»Was gibt es denn?«
»Ich habe einen Spargelsalat vorbereitet. Das ist bei der Hitze am besten. Dazu können wir einen Weißwein trinken.«
»Hört sich gut an. Ich überlege die ganze Zeit, ob ich John einladen soll. Vielleicht kommt Suko auch mit…«
»Mir egal. Du musst dich nur schnell entscheiden, da ich dann noch Salat zusätzlich…« Sie verstummte und blickte an ihrem Mann vorbei. Der drehte sich um.
Nadine, die Wölfin, kam. Das wunderte beide, denn bei einer derartigen Hitze verließ die Wölfin den Schatten kaum freiwillig. Es musste einen Grund geben.
Bill Conolly lachte. »He, was ist los, Nadine? Was hast du? Ist es dir zu kalt?«
Die Wölfin legte sich nicht in den Schatten. Sie begann, im Garten hin- und herzulaufen, durchquerte auch den Schatten des großen Sonnenschirms, lief den Rasen entlang bis zum Grundstücksende und hockte sich dort nieder.
Sheila schüttelte verwundert den Kopf. »Sag nur, dass du ihr Verhalten verstehst, Bill?«
»Nein.«
»Was kann sie denn haben?«
Bill hob die Schultern. Er war zu träge, um aufzustehen und zu Nadine hinzugehen, um ihr Verhalten näher unter die Lupe zu nehmen.
Sheila ließ nicht locker. »Etwas hat sie beunruhigt, das erkenne ich sehr deutlich. Sie hat was gewittert.«
»Und was, bitte?«
Sheila hob die braungebrannten Schultern. Bill sah die Gänsehaut, die sich auf ihren Armen gebildet hatte.
»Ist dir nicht gut?«
»Wegen Nadine. Ich habe nichts gespürt, du etwa?«

»Nein.« Bill nahm einen Schluck Saft. Er sah die Sache gelassener.
»Möglicherweise liegt es am Wetter.«
»Ach ja? Beruhigst du dich mit dieser Antwort nicht selbst?«
»Kann sein.« Der Reporter reckte sich. »Eigentlich hätte ich jetzt Lust, eine Runde im Pool zu drehen. Kommst du mit?«
»Nein, ich bleibe.«
»Wegen Nadine?«
»Ja.«
Beiden fiel auf, dass Nadine plötzlich aufstand. Sie glaubten auch, ihr Knurren zu hören. »Da stimmt doch etwas nicht!« flüsterte Sheila.
»Ich sehe mal nach.« Bill brauchte sich nicht in Bewegung zu setzen, denn er sah, dass jemand von der anderen Grundstücksseite kam, durch die Büsche brach und über den Zaun kletterte.
»Das ist ja Johnny!« Jetzt stand auch Sheila auf.
Der Junge rannte über das Grundstück. Er war mit seinem Rad losgefahren, jetzt kam er ohne.
»Was ist denn los?« rief Sheila ihm entgegen. »Himmel, wie siehst du aus, du blutest am Knie! Wo ist dein Rad? Hattest du einen Unfall, Kind?«
»So kann man es nennen.« Johnny musste erst zu Atem kommen, deshalb fragten seine Eltern nicht weiter. »Es war ein Unfall. Das Rad wurde von einem Pferd zertreten, auf dem ein Ritter saß.«
Beide Elternteile lachten nicht. Johnny war kein Spinner, zudem hatten sie des öfteren Dinge erlebt, die normal nicht zu erklären waren. »Ein Ritter?« hakte Bill nach.
»Ja.«
»Und weiter?«
»Der – der sah aus wie Onkel John, Daddy. Glaub mir, wie Onkel John.«
»Jetzt drehst du aber durch.«
Heftig schüttelte Johnny den Kopf. »Ich drehe nicht durch, Dad.«
Seine Stimme senkte sich zu einem Flüstern. »Das – das Schlimme daran ist, dass mich Onkel John tatsächlich töten wollte. Ob ihr es glaubt oder nicht, der wollte mich mit einem Schwert ermorden…«

ENDE des ersten Teils